

ZB

ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter

Deutsche Weltraumpläne

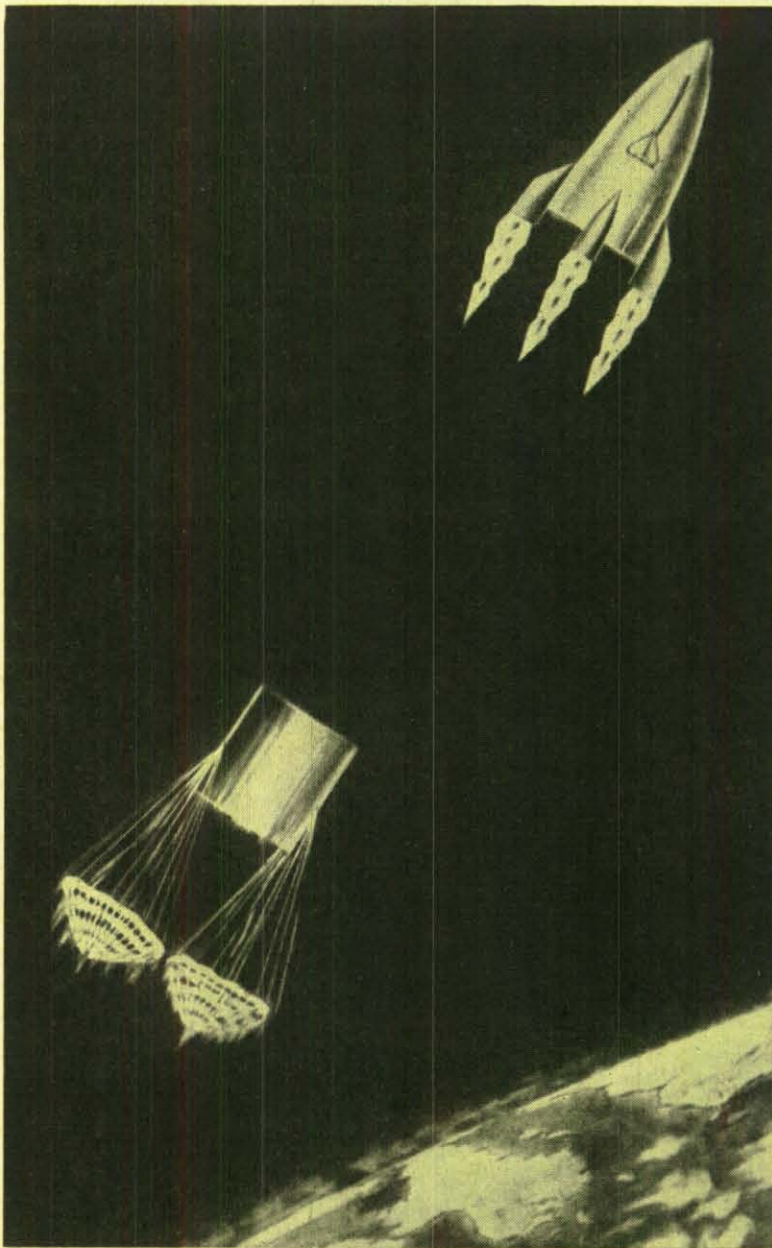
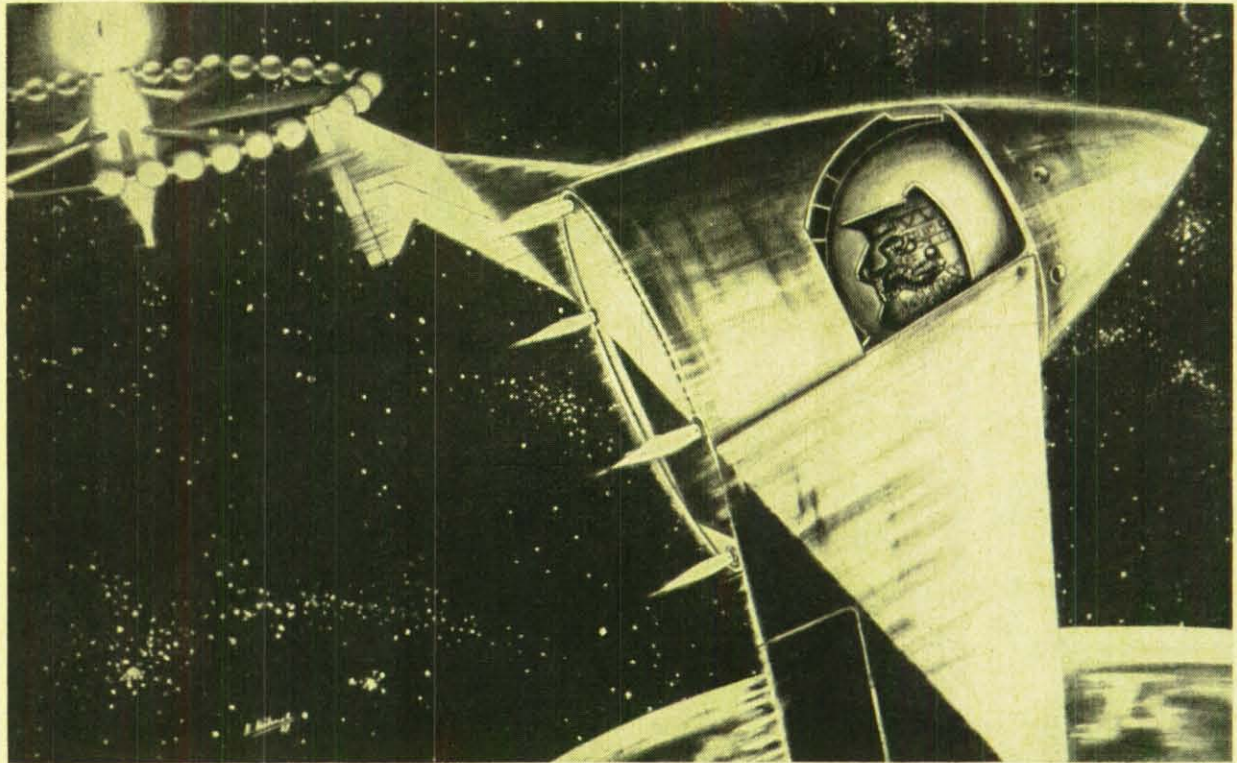


KAMPF DEM ATOMTOD - ABER WIE?

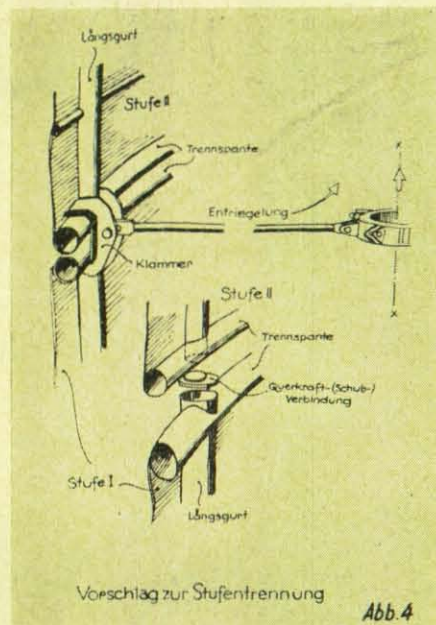
Hierzu vier Seiten
aktuelle Reportage

DEUTSCHE WELTRAUMPLÄNE

Bei der Entwicklung von Raketen, durch welche die Raumfahrt eingeleitet wurde, lagen die Deutschen gegen Ende des zweiten Weltkrieges weit in Führung. Nach einer längeren Pause konnten inzwischen in der Bundesrepublik die Arbeiten beschränkt wieder aufgenommen werden. In Bremen experimentiert die Arbeitsgemeinschaft für Raketentechnik, in Stuttgart forscht das Institut für Strahlantriebe unter Leitung von Prof. Eugen Sänger, der im Auftrag der USA die theoretischen Grundlagen des Photonenantriebs errechnete. Für große, praktische Weltraumunternehmungen fehlen bei uns die Mittel. So nehmen viele unserer Fachleute im Dienste der Großmächte an der Entwicklung der Raumfahrt und der Eroberung des Weltalls teil. Es sei nur an Prof. Haber, den Weltraummediziner, an H. Oberth, den Pionier der Raumfahrt, und an W. von Braun, den Raketenspezialisten, erinnert, die sich alle in den USA befinden. — Wir zeigen hier nun ein Projekt, das von den beiden Stuttgarter Ingenieuren H. Hoepfner und H. H. Kölle, die seit einiger Zeit zum Team von Prof. Braun gehören, entwickelt wurde. Dieses Projekt gewinnt an Bedeutung, da die Sowjets angekündigt haben, daß sie in den nächsten Jahren mit dem Bau einer Weltraumstation beginnen werden. Die radförmige Außenstation der Stuttgarter Ingenieure soll auf einer Bahn, die in 1650 km Höhe um die Erde verläuft, zusammengesetzt werden. Einige hundert vierstufige Lastraketen von je 870 Tonnen Gewicht und 35 Meter Höhe werden die Bauteile heranschaffen. Die Kugeln, aus denen der äußere Ring der Raumstation zusammengesetzt wird, dienen während ihres Transportes in den Lastraketen als Kabinen. In ihnen können je zwei Mitglieder der Stationsbesatzung hinauf- oder auch wieder hinabgeführt werden; denn die vierten Stufen der Raketen sind geflügelt und sollen zur Erde zurückkehren können. Die Außenstation dient als Forschungsstätte und als Sprungbrett für weitere Flüge in den Weltraum und zu anderen Planeten . . .



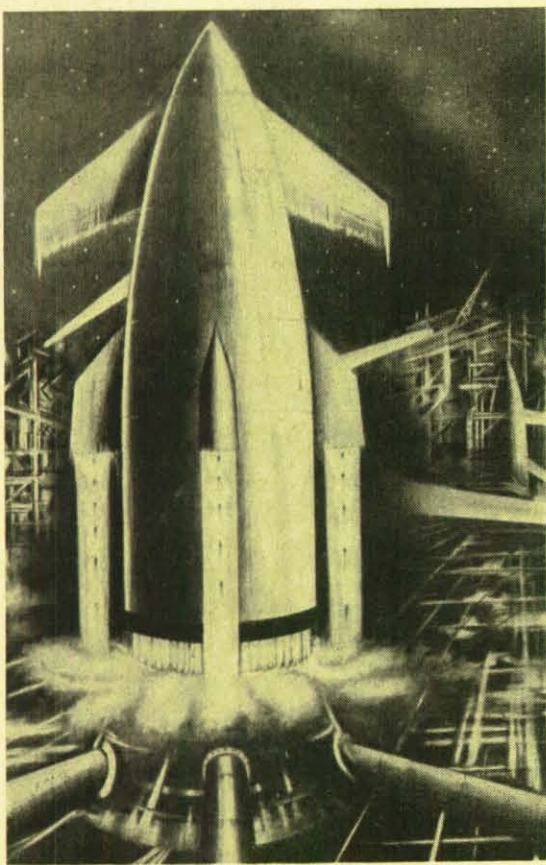
AM ZIEL! Auf der Bahn der Außenstation ist die vierte, geflügelte Stufe der Lastrakete angekommen. Wenn sie durch entsprechende Korrekturen genau auf die Geschwindigkeit der Station von ca. 7 km/sec gebracht ist, kann nahe herangelenkt werden. Unser Schnittbild läßt in der Raketenspitze eine Kugel erkennen, die ein Bauteil der Raumstation ist und als Kabine zwei Mann heraufbringt.



ALLE EINZELHEITEN müssen sorgfältig auf dem Reißbrett entworfen werden. Unsere Skizze zeigt als Beispiel einen Vorschlag von H. Hoepfner zur Realisierung der Stufenabtrennung mit Verklammerungen, Trennspannten, Schubverbindung und Entriegelung. Wenn die vielen tausend Einzelteile einer Rakete durchkonstruiert sind, beginnen all die Schwierigkeiten der Finanzierung und der Durchführung.

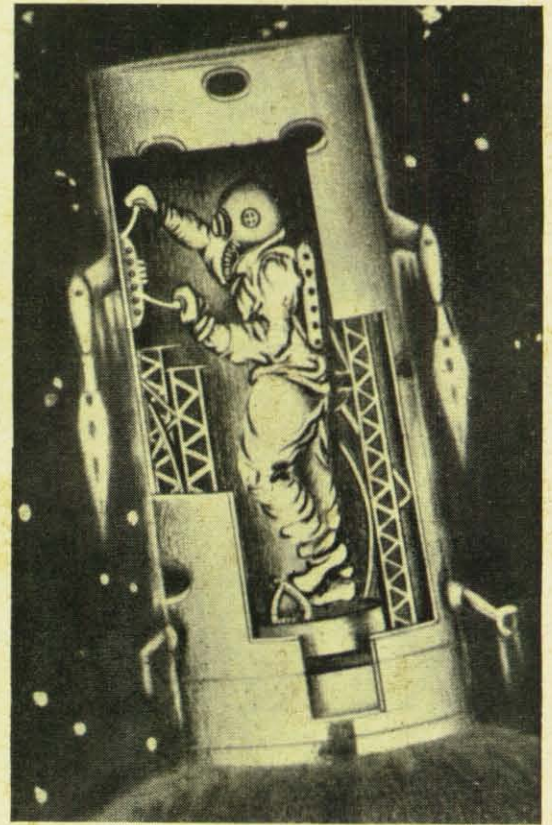
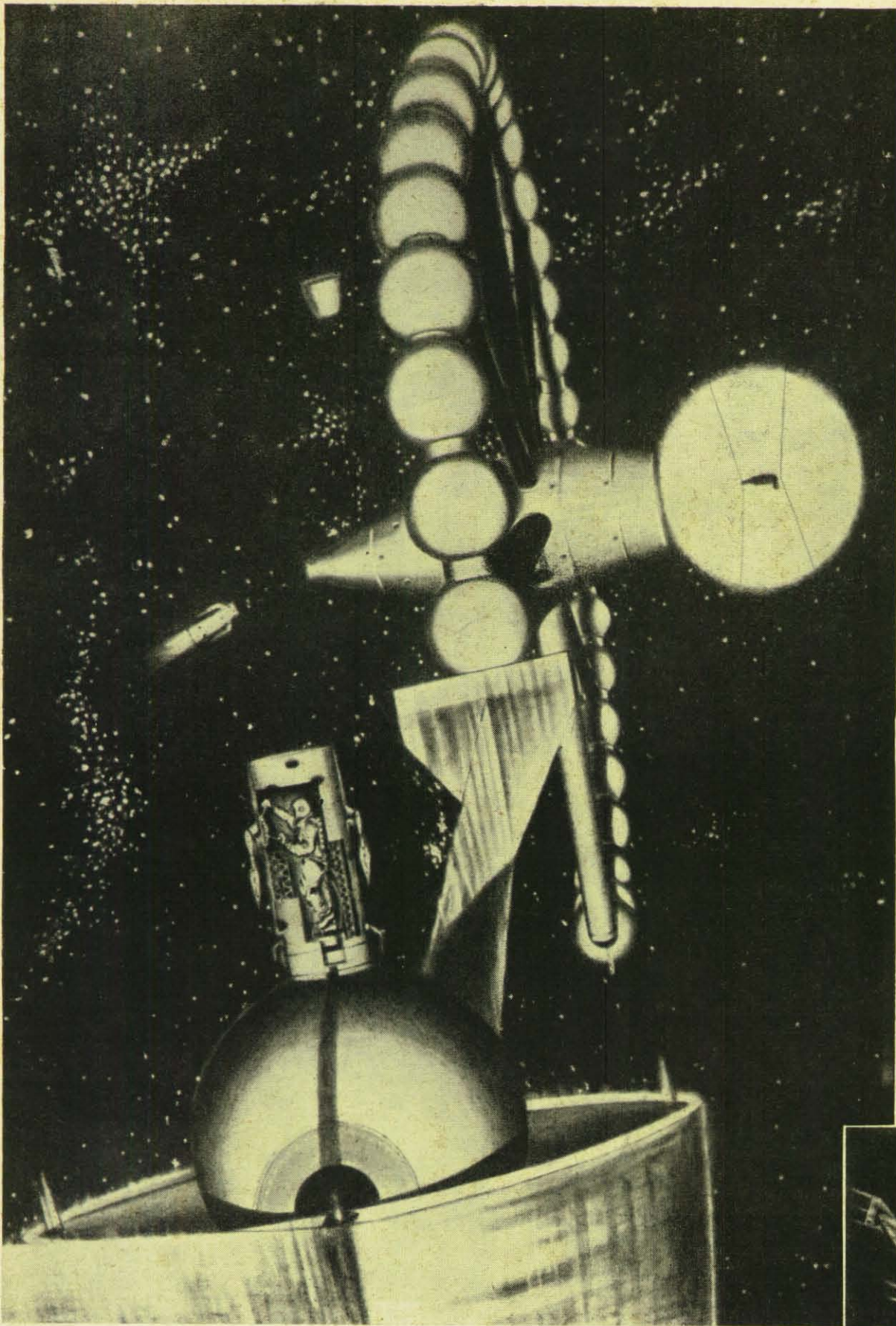
DONNERNDER START! Die Triebwerke der ersten Stufe, die einen Schub von 1800 Tonnen erzeugen, werden noch durch die herausragenden Triebwerke der zweiten Stufe unterstützt. Unten sind Rohre sichtbar, welche die Verbrennungsgase ableiten, bevor sich die Rakete hochhebt.

DIE TRENNUNG DER ERSTEN STUFE erfolgt in 35 km Höhe. Mit Fallschirmen wird die leergebrannte Hülle abgebremst und gelangt an diesen unbeschädigt zur Erde, wo sie durch Schiffe geborgen und wieder verwendet werden kann. Die zweite Stufe wird in 150 km Höhe abgelöst.

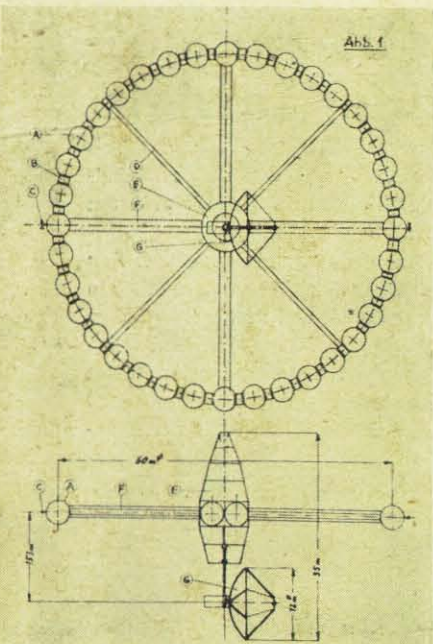


Stuttgarter Ingenieure entwickeln:

Lastrakete Außenstation Raumauto



DAS RAUMAUTO, der Jeep des Weltalls, ist eine kleine Rakete. Sie dient beim Zusammensetzen der Station und wird von einem Mann gelenkt. Das Raumauto ist so bemessen, daß sein unterer Einstieg auf die Öffnung der Kugelkabine und auf die Luftschleuse paßt, durch welche die Raumstation bestiegen wird.



DIE RUNDE KABINE, die ein Bauteil für die Außenstation ist, wird mit einem Raumauto aus der Raketenhülle herausgezogen und zum Einbau an die Station herangebracht.

DIE RAUMSTATION rotiert und hat die Form eines riesigen Rades. Der Außenring (Durchmesser 60 m) wird aus 36 Kugeln zusammengesetzt, die als Kabinen der Lastraketen herangeflogen werden. Die Zentrale der Station, die Nabe des Rades, enthält eine Luftschleuse zur Übernahme der Besatzung und eine Dampfturbine.

ALS RAKETENFLUGZEUG kehrt die geflügelte vierte Stufe der Lastrakete zur Erde zurück. Die hohe Geschwindigkeit wird durch die Reibung an der Luft gebremst. Das Gerät erhitzt sich dabei bis zur Rotglut. Es werden Werkstoffe keramischer Art entwickelt, die solch enorm hohe Temperaturen ertragen und isolieren können.

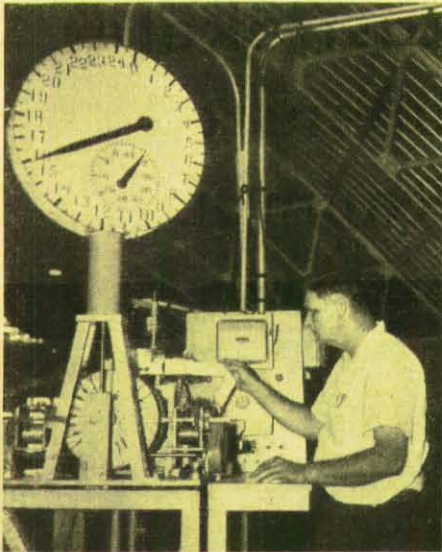
Das wissen Sie noch nicht!

Lesen Sie im nächsten Heft:

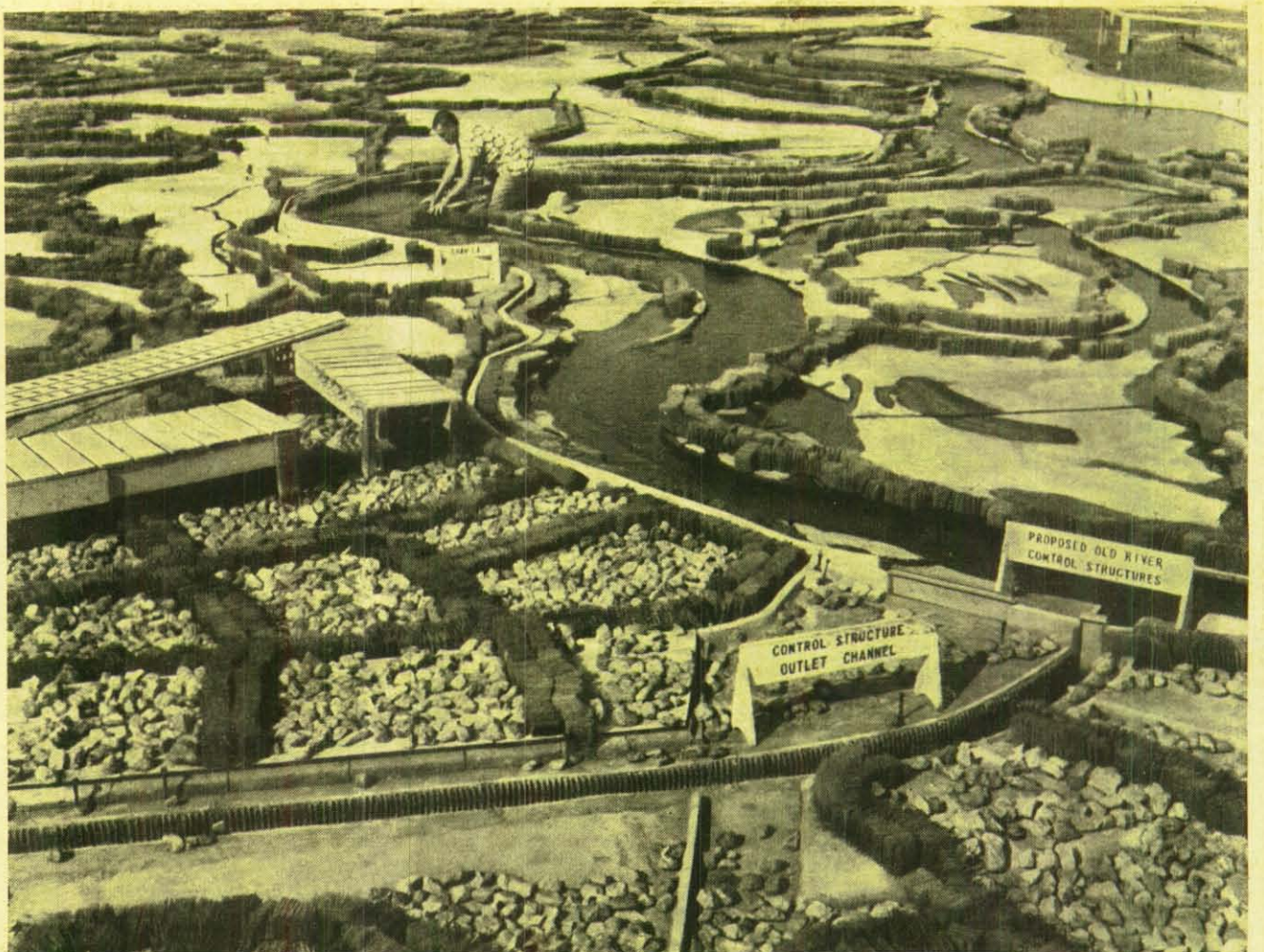
Die ersten Signale für die Weltraumfahrt. — Wissenschaft bejaht die Möglichkeit außerirdischen Lebens!



Flüsse und Meere sind in verkleinertem Maßstab vom Ingenieur-Corp der US-Armee in der Nähe von Vicksburg getreu nachgebildet worden. Die Experimentier-Station dehnt sich auf einem Gelände von über 200 ha aus.



Mit komplizierten Apparaten werden die Versandung von Flußläufen, Ebbe und Flut und die Temperaturen der Ozeane gemessen. Die Nachbildung der Weltmeere reicht bis zum Salzgehalt, bis zu den Gezeiten und Strömungen.



Am Kreuzweg der Vernunft
4. Fortsetzung

EXPERIMENTE mit Meeren und Flüssen



Die Strömungen werden durch ausgestreute Papierschnitzel verfolgt (links). Der Einfluß, den die Meeresströmungen auf das Klima ausüben, wird erforscht. Radiokontrollierte Schiffe mit eigenem Motorantrieb befahren die Modellflüsse und -meere. Auf diese Weise werden Navigationsprobleme studiert (rechts).



Forschungsstätte der US-Armee – Erster Großversuch der Sowjets

Nach einem Gang durch die riesigen Forschungsanlagen der US-Armee in Vicksburg (Mississippi), der an Ozeanen, Flüssen und Hafenanlagen vorbeiführte, und nach einem Besuch der Laboratorien fragte ich den Offizier, der mich herumgeführt hatte: „Sagen Sie, wozu braucht eine Armee solch eine gewaltige Anlage, die doch gewiß Millionen verschlingt?“ Er antwortete mir: „Für tausend Dinge. Werden Treibminen ausgesetzt, müssen die Strömungsverhältnisse bekannt sein. Bei Schiffs- und Landeoperationen ist eine genaue Kenntnis von Meerestiefen, von Ebbe und Flut erforderlich. An Hand unserer Modelle können wir studieren, wo U-Boot-Bunker am günstigsten an-

gelegt werden und wie sich zum Beispiel der Hafen von Philadelphia am besten abriegeln läßt.“

Die Antwort war einleuchtend. Seit meinem Besuch ist aber mehr als ein Jahr vergangen, und inzwischen haben die Ozeane und Flüsse von Vicksburg eine ungeahnte Bedeutung erlangt. Hat der Offizier sie mir verschwiegen? Oder hat er sie selbst noch nicht gekannt, bevor Edward Teller, der sogenannte Vater der Wasserstoffbombe, die Menschheit warnte: Es kann ein Klimakrieg ausbrechen, ein heimtückischer Krieg ohne Waffen. Und der Wetterkundler Professor Houghton kommentierte: „Schauder schüttelt

Fortsetzung auf Seite 21

Kampf dem Atomtod - aber wie?

Lesen Sie hierzu auch die Bildberichte auf den nächsten 3 Seiten



... und Schutz dem Leben!

Die Auseinandersetzung und Diskussion über die Atomgefahr beherrscht zur Zeit das private und öffentliche Leben. Die Angst vor dem Atomtod bedrängt die Menschen in aller Welt. Ist der Atomtod unabänderliches und unausweichbares Schicksal? Oder aber hat es der Mensch in seiner Hand, diesem Schicksal zu begegnen, es abzuwenden? In allen Staaten und Ländern wird diese Frage diskutiert. Auch in der Bundesrepublik ist die atomare Gefahr das Thema der Stunde. Kein Heim, keine Familie, wo nicht über die Bedrohung durch das Atom gesprochen wird. Keine Zeitung, kein Lautsprecher, kein Fernsehapparat, aus denen nicht die Warnung und Mahnung dringt: „Handelt, bevor es zu spät ist!“

Das Handeln, bevor es zu spät ist, ist die Devise politischer Aktionen unserer Tage. Im politischen Raum wollen und sollen Entscheidungen darüber gefällt werden, ob und in welchem Umfange und in welcher Stoßrichtung gehandelt werden soll, um der Atombedrohung zu begegnen, bevor die

Atomvernichtung das Handeln unmöglich gemacht hat.

Einschränkung und Begrenzung der atomaren Aufrüstung, atomare Abrüstung, Ächtung der Atom- und Wasserstoffbomben, Verhinderung des Aufbaues von Abschußbasen für Raketenwaffen mit atomaren Sprengköpfen: das sind einige der Forderungen, die zur Entscheidung gestellt werden. Wer soll diese Entscheidungen fällen? Der Staat, also die Staatsmänner? Und sie nur allein? Oder auch das Volk? Und wenn das Volk, in welcher Weise? Oder der einzelne? Und wenn der einzelne, in welcher Weise?

Handeln im politischen Raum: eine Forderung, die nicht mehr überhört werden kann. Das Gewissen des Staates, des Volkes und des einzelnen ist angesprochen. Die Entscheidungen sind also dort zu treffen.

Wie aber auch die Entscheidungen fallen mögen, die zur Abwendung der gegenwärtigen Atomgefahr und Atombedrohung führen sollen und können, das Atomrisiko wird bleiben. Denn technische Entwicklungen sind wohl

unter Kontrolle zu nehmen! Rückgängig zu machen aber sind sie nicht! Auch diese Ächtung von A- und H-Bomben wird die Möglichkeiten atomarer Vernichtung nicht aus der Welt schaffen. Selbst wenn eine kontrollierte Abrüstung gewährleisten könnte, daß alle Arsenale der Welt ihre Bestände an atomaren Waffen beiseitigen, bleibt das Rezept dieser atomaren Vernichtung in den Schubladen und im Bewußtsein der Techniker bewahrt. Im Falle kriegerischer Entwicklungen kann kein kriegführender Staat daran gehindert werden, nach dem einmal bekannten Rezept neue Atomwaffen herzustellen und dann in Kürze zur Anwendung zu bringen.

Das Handeln im politischen Raum kann zwar die Atombedrohung abwenden, nicht aber endgültig aus der Welt schaffen. Das politische Handeln bedarf also des Handelns auch im technischen Bereich, um der Atomangst wirksam zu begegnen. Atomangst aber bleibt, solange wir schutzlos sind!

Unsere Städte, und die Bürger dieser Städte sind heute völlig schutzlos. Wo und in welcher Stadt der Bundesrepublik wäre heute ein ausreichender Schutz vorhanden, um die Bewohner dieser Stadt vor den Gewalten der Zerstörung und Vernichtung im Falle kriegerischer Auseinandersetzungen zu schützen? Diesen Schutz gibt es zur Zeit nicht, gegenüber konventionellen Waffen ebensowenig wie gegenüber atomaren Waffen. Darin gleichen sich alle Städte unserer Bundesrepublik. Die augenblickliche Schutzlosigkeit braucht aber nicht unabänderliches Schicksal für alle Zeiten zu sein. Vielmehr sollte die heutige Schutzlosigkeit durch Handeln im technischen Raum, also durch Schaffung realer Schutzfakten, zu einem von Jahr zu Jahr wachsenden Schutzpotential umgewandelt werden.

Schutz sollte also werden! Kann er aber verwirklicht werden? Diese Frage

ist von Forschung, Wissenschaft und Technik eindeutig beantwortet worden. Einen umfassenden Schutz für die Gesamtheit der Bevölkerung, eine Schutzgarantie also für jedermann, gibt es gegenüber atomaren Wirkungen genauso wenig, wie es ihn je gegeben hat gegenüber den Wirkungen konventioneller Waffen. Es wird immer nur einen relativen Schutz geben in Größenordnungen, über die vor Ausbruch von Katastrophen keine gültigen Aussagen gemacht werden können. Feststeht allein, daß 100% einer Bevölkerung gegenüber den Kriegsgewalten nicht geschützt werden können. Im letzten Kriege aber, der bereits mit allen Mitteln perfektionierter Waffentechnik

Fortsetzung auf Seite 21

Kampf dem Atomtod in der ganzen Welt

Nur die allgemeine, kontrollierte Abrüstung kann die Menschheit von der Furcht vor einem Atomkrieg befreien.

Die Bundesregierung wird diesen Standpunkt auch auf der geplanten Gipfelkonferenz mit allem Nachdruck zur Geltung bringen.

Bis dahin müssen wir die Politik der Sicherheit für das deutsche Volk fortsetzen. Wir dürfen uns nicht durch falsche Propheten irremachen lassen! Die Bundesregierung bittet die Bevölkerung, sie in ihren Bestrebungen zur Sicherung des Weltfriedens weiter vertrauensvoll zu unterstützen.



DIE DEUTSCHE BUNDESREGIERUNG

Dr. Adenauer

Prof. Dr. Lohmann

Dr. von Brentano

Dr. Schröder

Schäfer

Eiser

Dr. v. Lohse

Blank

Dr. v. Scharf

Dr. Seehofer

Stöckert

Löcher

Prof. Dr. Dr. Oberlander

Langner

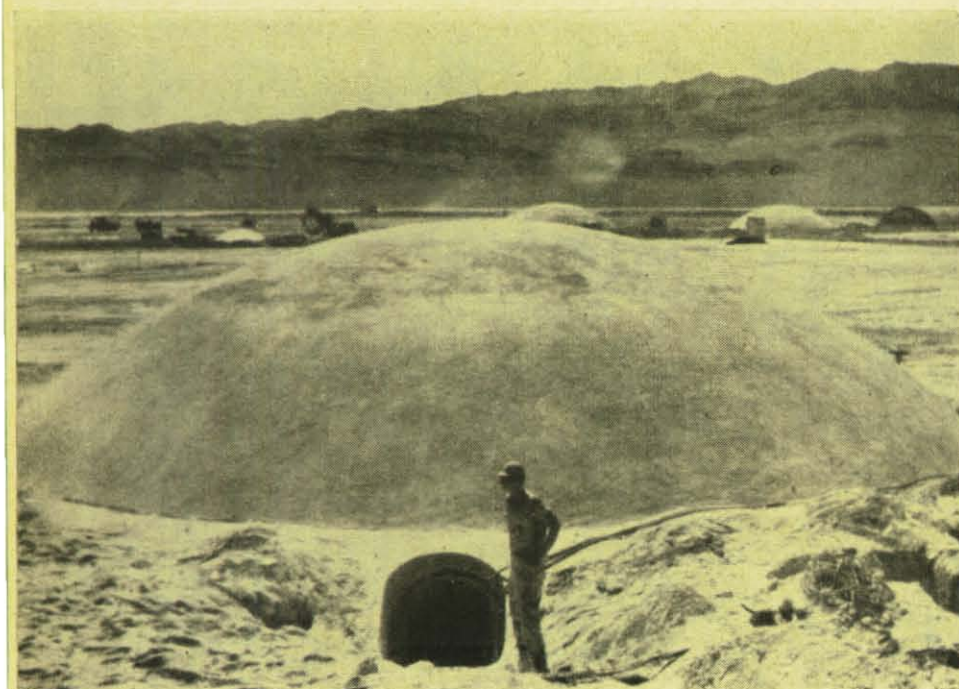
Dr. von Weizsäcker

Dr. Wimmering

Prof. Dr. Kuhn

Dr. Lindbergh

In der gesamten Bundesrepublik wurden von der Opposition, der Regierung und dem Gewerkschaftsbund Kundgebungen veranstaltet und Aufrufe erlassen.



Die Bewährungsprobe bestanden in der Wüste von Nevada zahlreiche Luftschutzbauten. Wir zeigen eine von den USA entwickelte, kuppelförmige Baukonstruktion. Von amerikanischer Seite werden diese Schutzbauten als besonders wirtschaftlich bezeichnet. Die obere Kuppel hat einen Durchmesser von 15 Meter. Ein besonderes System von Stahltüren bietet genügenden Schutz gegen den hohen Außendruck von Atombomben.



Männer in besonderer Schutzkleidung untersuchen das Innere eines Schutzbaues nach dem erfolgten Atombombentest. In diesem Fall handelt es sich um eine Konstruktion aus der Bundesrepublik. Das Ergebnis: Die Betonwände zeigten keine Risse. Bei den diesjährigen Testversuchen gedenkt man für den Zivilen Bevölkerungsschutz weitere Erkenntnisse zu gewinnen.

Die anderen reden — die Schweiz

EINE GANZE STADT ÜBT ZIVILSCHUTZ — ZB-REPORTAGE

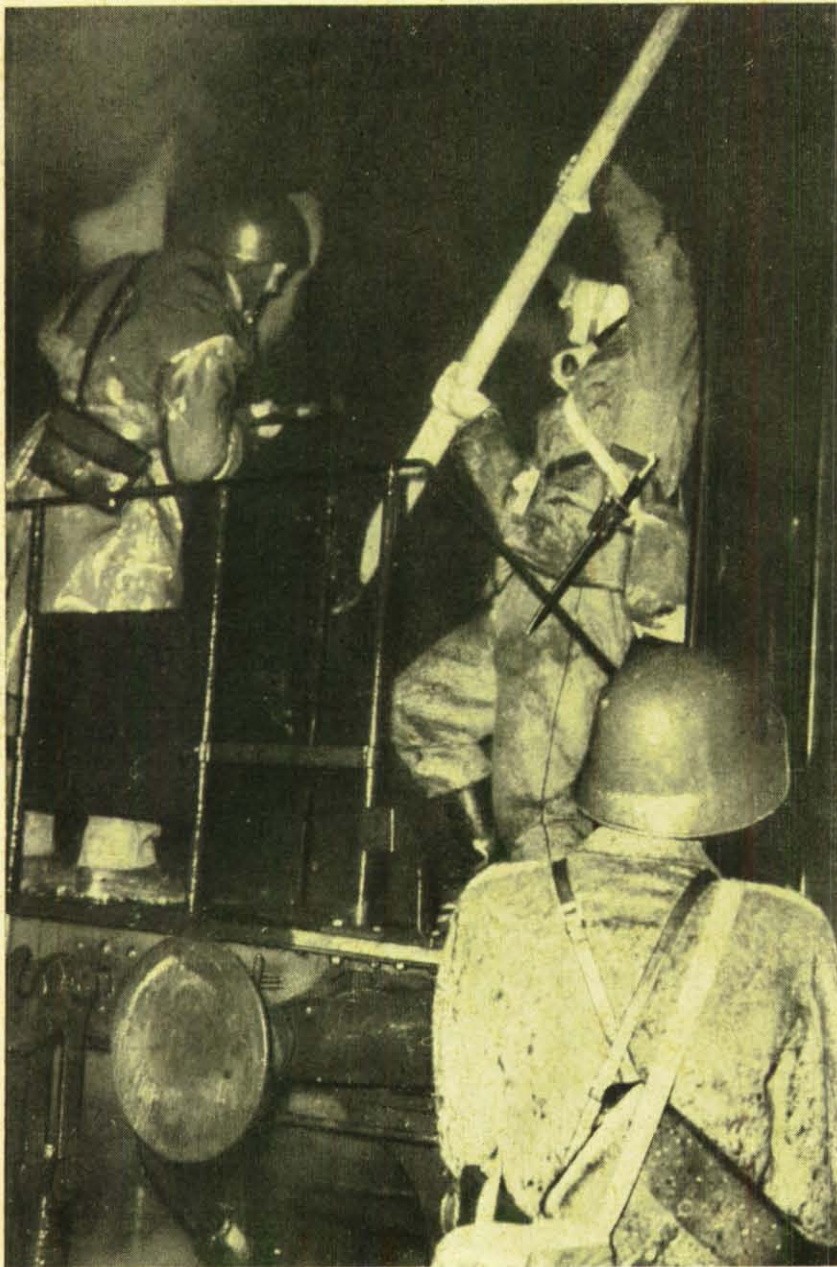


◀ **Schwere Treffer, Einstürze und Brände** lassen es dem Ortschef (örtlicher Luftschutzeiter) ratsam erscheinen, das in Außenquartieren alarmbereite LS-Bataillon anzufordern, weil die Zivilschutzkräfte der Stadt nicht mehr ausreichen. Unser Bild zeigt einen Luftschutzsoldaten bei der Brandbekämpfung an einer besonders gefährlichen Schadensstelle im nächtlichen Winterthur. Die gut geschulten Männer schrecken auch vor einer brenzligen Situation nicht zurück.

Hier brennen Waggon! Die Schweizerische Bundesbahn beteiligt sich mit ihrer gut ausgebildeten Zivilschutzorganisation an der Übung. Realistischer, als es hier mit der vollständigen Vernichtung von 3 Waggon geschah, konnte man den Ernstfall kaum verdeutlichen.

Die Kriegsteuerwehr greift ein und entfaltet ein mittelgroßes Paket, das sich bald als ein zusammenlegbarer Behälter aus Nylon und Leichtmetall entpuppt. Er faßt 80 000 Liter, ist schnell gefüllt und dient als Löschwasserreservoir, wenn das Leitungsnetz ausfällt, was im Katastrophenfall sehr wahrscheinlich sein wird.

Durch Proteste gegen die Anwendung von Kernwaffen wird die atomare Gefahr nicht beseitigt, solange uns keine allgemeingültige Garantie die Sicherheit verschafft, daß nie eine Atombombe fallen wird. Da aber Demonstrationen keine Gewähr dafür bieten, daß eine ungeschützte Bevölkerung nicht doch unvorbereitet des dreifachen Atomtodes durch Hitze, durch Druck und durch Strahlung sterben könnte, muß der kleine Spielraum, den uns ein nuklearer Angriff zwischen Tod und Überlebenschance läßt, genützt und jede Schutzmöglichkeit wahrgenommen werden. Diese Ansicht ist in der Schweiz längst Allgemeingut geworden. Selbstschutz aus Selbsterhaltungstrieb, so lautet die positive Forderung der Schweiz in ihrem Kampf gegen den Atomtod. „Wir schützen uns und unsere Stadt!“, das ist das Motto jeder der zahlreichen Zivilschutzübungen, die in diesem kleinen, lebensstarken Land laufend veranstaltet werden. Wir haben einen solchen Großeinsatz, an dem praktisch die ganze Stadt beteiligt war, in Winterthur erlebt. Unsere Bilder geben einen Eindruck von dieser Übung.



◀ **Aus raucherfüllten D-Zug-Wagen** müssen Menschen geborgen werden. Angehörige der Luftschutztruppe arbeiten sich in voller Ausrüstung durch Feuer, Qualm und Hitze vor, brechen Eisentüren auf und retten die Eingeschlossenen. Dieses Bild ist, wie alle übrigen unserer Reportagen, nicht „gestellt“.

Liebe Mitbürger, so heißt es im Aufruf der Stadt Winterthur, diese Zivilschutzübung hat einen ernsten Charakter und ist keine Volksbelustigung. Die zivilen Organisationen der Stadt Winterthur und unsere Luftschutztruppen wollen lernen, um immer bereit zu sein, rettend und helfend einzugreifen.

packt an!

AUS WINTERTHUR

Foto-Schub ins Schadenszentrum. Hier erkennt man die totale Verdunkelung der Innenstadt. Kein Fenster ist erleuchtet. Alle Bewohner sind der behördlichen Aufforderung gefolgt und machen mit. Die Neugierigen umstehen diskutierend die Stelle eines Bombenabwurfes. Es ist 22 Uhr. Knapp eine Stunde später wird hier die Luftschutztruppe vor dem Flächenbrand, der den gesamten Kern der Altstadt zu einer unüberwindlichen Hölle gemacht hat, kapitulieren.



2000 Helfer beteiligten sich aktiv an der Übung. Dieses Bild vom Befehlsstand des Sektionschefs hat einen noch etwas idyllischen Beigeschmack. In Kriegszeiten aber benötigt die Stadt das Zehnfache an Hilfskräften. $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung soll ausgebildet werden.



Schutzräume gesetzlich vorgeschrieben. Seit 1952 besteht in der Schweiz der Zwang zum Bau von Schutzräumen. Wir besuchten zahlreiche Keller. Teils waren die Luftschutzräume noch so, wie sie im zweiten Weltkrieg eingerichtet wurden, teils waren es moderne Schutzanlagen auch gegen atomare Gefahren. Alle aber waren vorbildlich.



Pladfinder standen als Melder zur Verfügung wie hier in einer Obdachlosenmeldestelle, in der Ausgebombte sofort ihre Kennmarken erhielten.



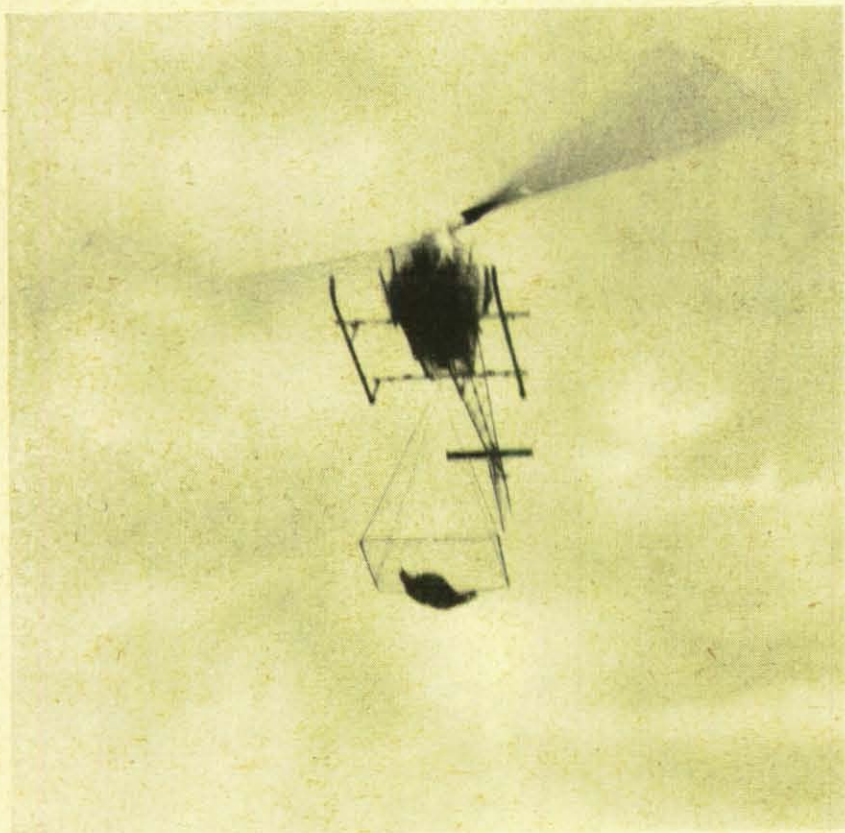
Erste Opfer eines „Luitangriffes“. Noch kümmert sich niemand um sie. Die Vorübergehenden betrachten neugierig diese „Figuranten“, die bald von Helfern abgeholt und zur nächsten Sanitätsstation (Bild rechts) transportiert werden, wo alles schon sehr sorgfältig vorbereitet ist und ihnen die erste ärztliche Hilfe zuteil wird.



Hilfe aus der Luft

HUBSCHRAUBER IM KATASTROPHENEINSATZ

Was tun, wenn irgendwo eine Atombombe detoniert? Wie kann man retten, helfen, Medikamente herbeischaffen, Verletzte abtransportieren? Die Radioaktivität des betroffenen Gebietes muß gemessen werden. Der Führungsstab der Zivilverteidigung braucht genaue Angaben über das Ausmaß der Zerstörung. Wer erkundet die Lage? Die Besatzung eines Hubschraubers!



Qualmwolken wälzen sich über den Rand der Böschung und treiben die Filmleute und Fotografen zurück. Der Mann mit dem Sprechfunkgerät — Leiter der Hubschrauber-Vorführungen auf dem Flugplatz Hummerich bei Andernach — schaltet sich ein, spricht. Man versteht nur Wortfetzen: „Maschine startklar!“ und „Bitte kommen!“ Die rotgelben prasselnden Flammen „sprechen“ lauter.

Aber schon werden sie vom Motorengedröhn der Hubschrauber über-tönt, die zur Brandbekämpfung ein-getroffen sind.

Es brennen Teer und Benzin. Es brennt ein kleines Blockhaus, das eigens für dieses Ende im Feuer gebaut und präpariert wurde. In dem Haus ist eine mannsgroße Puppe eingeschlossen. Sie soll „gerettet“ werden. Unmöglich!

Aber sie wird gerettet — vollkom-men unversehrt. Wie, ist auf den Fotos zu sehen, in den Bildunterschriften zu lesen.

Der Brand selbst wird von zwei Hel-fern mit Handfeuerlöschern so schnell „ausgeblasen“, daß er für die Foto-grafen und die Kameramänner noch einmal „wiederholt“ wird. Die ganze Aktion liefert einen glänzenden Be-weis für die Wichtigkeit des Hub-schraubereinsatzes in Katastrophen-fällen.

Welche Rolle aber könnte der Hub-

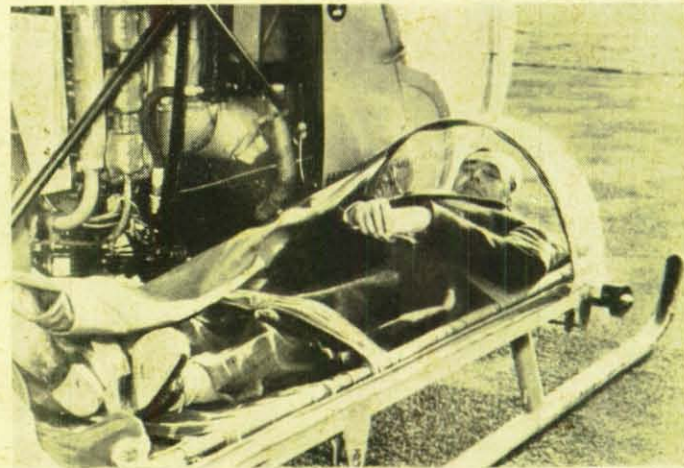
schrauber noch spielen, wenn es ein-mal zu der schlimmsten Katastrophe käme — einem Krieg, in dem Atom-waffen angewandt würden?

Erich Hampe, Präsident der Bundes-anstalt für zivilen Luftschutz a. D., gab die Antwort in seinem Vortrag, der im Mittelpunkt der Sonderveran-staltung des Hubschrauber-Seminars auf dem Hummerich stand.

Der Redner bezeichnete den Hub-schrauber als unentbehrliches Erkun-dungs- und Führungsmittel der Zivil-schutzleitung, als schnellstes Trans-portmittel für Hilfeleistungen im Ka-tastrophengebiet, als einziges Hilfs-mittel bei radioaktiver Verseuchung des Bodens, als schnellsten und unge-fährdetsten Träger für Meßgeräte, mit denen aus der Luft — ohne Bodenberüh-rung, also auch ohne Gefahr für die Besatzung, die Strahlungsstärke fest-gestellt werden kann. Dieser vielsei-tige „Spürhund der Lüfte“ ist viel-leicht eines Tages auch in der Lage, durch Wegschwemmen, Wegblasen oder Absaugen radioaktiven Staubes strahlungsfreie Bahnen für den Ab-transport Verletzter zu schaffen. Kurz-um, der Hubschrauber ist tatsäch-lich ein universales Hilfsmittel, dessen Ein-satz — wie Erich Hampe an vielen Beispielen in seinem Vortrag darta-t — mit dazu beitragen dürfte, eine wirk-same Zivilverteidigung auch im Atom-krieg möglich zu machen.

▲ **Im Ernstfall** würde mit diesem Schleppnetz ein Verletzter aus den Trümmern einer zerbombten Stadt gerettet werden können, ohne daß der Hubschrauber landen und die Besatzung aussteigen muß. Das kann im Ernstfall beim Einsatz von Atomwaffen von sehr großer Bedeutung sein.

▼ **Es brennt!** Der Hubschrauber — über Sprechfunk angefordert — hat Löschgeräte und Helfer zur Gefahrenstelle befördert. Nun deckt er den Angriff der Lösch-mannschaft mit seinem Rotorwind, jagt Flammen, Funken, Rauch auf die Seite. Ungefährdet kann man vorgehen.



Für den Transport von Tragbahnen mit Hubschraubern gibt's Spezialverkleidungen, denn die Bahre wird nicht „eingeladen“, sondern außen an die Maschine gehängt. Dieses Spezialmodell paßt für alle Sanitätstragbahnen. Der Verletzte braucht erst im Krankenhaus umgebettet zu werden. Kostbare Zeit ist gewonnen.



Diese mannsgroße Puppe war bei der Hubschrauber-Feuer-lösch- und Zivilschutzübung auf dem Hubschrauber-Landeplatz Hummerich in der Nähe von Andernach in dem brennenden Blockhaus auf dem nebenstehenden Bild eingeschlossen. Un-versehrt konnte sie im Netz (oben links) gerettet werden.



◀ **Im Herzen von Anatolien** liegt das alte Städtchen Uergüp, das seiner Steinpyramiden, seiner Steinsäulen und -kegel wegen Weltruhm genießt. Nach Ansicht der Geologen hat sich diese seltsame Landschaft durch die unablässige Einwirkung von Wind und Wasser auf weiches vulkanisches Gestein im Laufe der Jahrhunderte bilden können.



Die Reformen der modernen Türkei sind bis Uergüp noch nicht vorgedrungen. Darum verhüllen besonders ältere Frauen noch immer ihr Gesicht, wenn sie auf Fremde stoßen, was jedoch nicht alle Tage vorkommt. Denn die Wunderwelt von Uergüp erstreckt sich südlich der uralten Heerstraße, die vom modernen Verkehr kaum berührt wird.

Geheimnisse um Uergüp

Eine Wunderwelt in Anatolien

Zufluchtsstätte erster Christen

Im Reiche der Höhlenbewohner

Als der französische Archäologe Paul Lucas als erster europäischer Reisender in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Naturwunder der Steinpyramiden von Uergüp beschrieb, nannten ihn seine Zeitgenossen einen Phantasten. Wie konnten sie auch glauben, daß es irgendwo auf der Erde eine Landschaft gäbe, in der mehr als hunderttausend steil aufragende Felspyramiden die Vision einer gewaltigen, von der Natur geschaffenen Stadt hervorrufen. Und ebenso vermochten sie nicht zu glauben, daß die meisten dieser Pyramiden von oben bis unten mit Fenstern und Türen ausgestattet seien, im Innern sogar Kirchen, Kapellen, Klöster, Wohnungen und Gräber bergen sollten. Seitdem sind viele wissenschaftliche Expeditionen ausgezogen, um das Wunder von Uergüp zu erforschen. Dabei entdeckten Archäologen, daß die in die Felsen hineingeböhrten Höhlen von Menschenhand stammen und wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit als primitive Behausungen gedient haben. Später, in der frühchristlichen Epoche, suchten die ersten Christen vor der Verfolgung durch die heidnischen Römer in ihnen Zuflucht, und in der byzantinischen Zeit beherbergten sie zahlreiche Kirchen und Klöster. Doch das letzte Geheimnis der Steinpyramiden von Uergüp und ihrer Höhlenwohnungen ist bis heute noch nicht enthüllt worden. Niemand vermag zu sagen, in welcher Periode der Menschheitsgeschichte diese Höhlenwohnungen geschaffen wurden und wann es in diesem Teil Kleinasiens in vorgeschichtlicher Zeit eine Bevölkerung gab, die zahlreich genug war, um alle diese Wohnungen zu füllen. Die meisten Archäologen sind der Ansicht, daß die Höhlenwohnungen nicht zu gleicher Zeit entstanden sind, daß eine Generation nach der anderen das Werk der Vorfahren fortsetzte. Aber nichts beweist die Richtigkeit dieser Annahme. Und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um die Ruinen einer vorgeschichtlichen Stadt, ja eines Reiches der „Troglydyten“ (Höhlenbewohner) handelt. Das Unwirklich-Dämonische der Landschaft von Uergüp — sie erstreckt sich über ein Gebiet von rund 15 Kilometer Länge und 20 Kilometer Breite — wird noch dadurch gesteigert, daß Felsen, Berge und Abhänge aus verschiedenen Gesteinsarten zusammengesetzt sind. Da jedes Gestein einen anderen Farbton aufweist, schimmern die Felsen oft in drei bis vier verschiedenen Farben, traumhaft, unwirklich und märchenhaft.



Gemeinschaftsküchen besonderer Art richten sich die Frauen von Uergüp in dem unentwirrbaren Durcheinander oberirdischer und unterirdischer Wohnungen an den wenigen Stellen ein, wo mehrere Felskegel in der Mitte einen Platz freilassen. Die meisten Felsen, die größten sind bis zu 50 Meter hoch, weisen vom Sockel bis zur Spitze Türen, Tore und Fenster auf. Alle diese Felsenwohnungen sind kaum vorstellbar einfach und primitiv eingerichtet und wirken bei Regenwetter besonders trübselig.

Unsichtbare HÄNDE

Fälscher wider Willen - ein Tatsachenbericht um dunkle Machenschaften von Hellmut Andics

1. Fortsetzung

So einer von diesen jungen Verrückten war auch Elina Mayence. Der fabrizierte in seinem Atelier auf dem Montmartre allerlei Vasen, Dosen und sonstigen Kleinkram, den kein Mensch kaufen wollte. Und der stand jetzt dabei, hatte die Hände frech in den Hosentaschen und grinste in einer impertinenten Weise.

Wer war Saitaphernes?

Monsieur Lalique ließ sich dadurch in seiner Bewunderung nicht stören. Sie galt dem Goldhelm, den der Katalog des Louvre die Tiara des Saitaphernes nannte. Wer dieser Saitaphernes war, das wußte nicht einmal Maitre Lalique genau. Irgendein Stammeshäuptling griechischer Herkunft. Ein Skythenkönig, der im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt haben soll, sagte man. Seine Tiara jedenfalls hatte man in einem Ruinengelände am Schwarzen Meer gefunden. Jedenfalls war diese Tiara mit ihrer unvergleichlich schönen Goldschmiedearbeit weit mehr als die 200 000 Goldfranc wert, die der französische Staat dafür bezahlt hatte. Maitre Lalique war mit sich und seiner Regierung zufrieden. Da mochte dieser Frechdachs Mayence noch so unverschämt feixen...

„Und was würden Sie sagen, Monsieur“, fragte Mayence, „wenn ich nun behaupte, daß ich diese Tiara fabriziert habe?“

Lalique schnappte einen Augenblick nach Luft. Dann brach er in ein dröhnendes Gelächter aus. „Ich würde nicht einmal sagen, daß Sie großwahnsinnig sind, mon cher, ich würde sagen, daß Sie ein Dummkopf sind. Sehen Sie sich Ihre Hände an...“ Er griff nach Mayence und riß ihm die Rechte aus der Hosentasche. „Das ist keine Künstlerhand, mein Lieber, das ist ein armseliger Stumpf. Seit Benvenuto Cellini hat es keinen Künstler mehr gegeben, der ein derartiges Meisterwerk zustande gebracht hatte! Ich lache über Sie, Mayence, hahaha...!“

Er lachte, aber es klang eher beleidigt als erheitert.

„Haha!“ äffte Mayence Maitre Lalique nach. „Haha, und wenn Sie zerspringen vor Wut, ich habe die Tiara fabriziert!“

Und schon war er weg. Sein Lachen klang noch durch die weiten Säle des Louvre.

„Ein armer Idiot!“ machte Falice verächtlich und legte Maitre Lalique beruhigend die Hand auf die Schulter. „Unsere Welt ist voll von solchen Idioten, die ihre Talentlosigkeit durch Frechheit zu übertünchen versuchen!“

„Ja, ja, ein armer Idiot“, grinte Monsieur Lalique. Er hatte keine Freude mehr an seinem Paris, das man auf der ganzen Welt die Hauptstadt der schönen Künste nannte. Und während die beiden alten Herren bedächtig zur nächsten Vitrine schritten,

Auf Betreiben Himmlers entsteht im Jahre 1940 im Reichssicherheitshauptamt in Berlin die geheimnisvolle Abteilung „6-F-4“. In ihr startet Major Krüger das „Unternehmen Bernhard“, dem es mit Hilfe jüdischer KZ-Insassen gelingt, englische Banknoten so vorbildlich zu fälschen, daß selbst Fachleute nicht dahinterkommen. Doch der Plan, die Fälskate von Flugzeugen aus über Großbritannien zu verstreuen, kann nicht mehr ausgeführt werden, denn die Luftschlacht um England ist bereits verloren. — Zweiter Teil des Tatsachenberichts: Im Juwelensaal des Pariser Louvre befindet sich in einer Glasvitrine ein Helm aus purem Gold, der nur von den jungen Künstlern des Montmartre nicht anerkannt wird.

funkelte die Tiara des Saitaphernes weiterhin im Sonnenschein des warmen Märztages.

Am nächsten Tag stand Paris kopf. Das war das Paris des Jahres 1903. Das Paris des Cancan, des Maxime, der Tänzerinnen und leichten Mädchen aus dem Moulin Rouge. Das Paris des jungen Matisse — der ersten Versuche dieses verrückten Spaniers Pablo Picasso. Ein Hexenkessel des Vergnügens und der Vergnügensucht. Der Mittelpunkt dieses Paris war nicht der Louvre und auch nicht die Champs-Élysées. Nicht die großen Boulevards waren sein Zentrum, sondern der Montmartre. Man kam nach Paris, um auf dem Montmartre die Tänzerinnen mit den schwarzen Netzstrümpfen zu bewundern, die wilden Atelierfeste in den Malerquartieren mitzuerleben und die übrige Welt der Moral und der behüteten Wohlständigkeit zu vergessen. Und die biederen Bürger der Seinstadt selbst, die im Grunde genommen genauso langweilige Spießer waren wie die Bürger aller anderen Städte der Welt, stürzten sich selbst allabendlich kopfüber hinein in die ausgelassene Fröhlichkeit des Montmartre, um sich den Kitzel der Unmoral so schrecklich schön über den Rücken gruseln zu lassen.

In dieses Paris des März 1903 hinein platzte die Bombe, daß Elina Mayence in einem kleinen Bistro einem Journalisten ein großes Geheimnis verraten hatte: Die Tiara des Saitaphernes im Louvre sei nicht zweitausend Jahre alt, sondern nur zehn, und er selbst habe sie fabriziert.

Punktum!

Als der kleine, sonst recht unbedeutende Journalist diese Nachricht veröffentlichte, ging ein Schrei des Entsetzens durch ganz Paris. Man kann sich heute nur noch schwer die Wirkung dieser Tatarennachricht auf das Paris von 1903 vorstellen. Damals lebte man in einer gemächlichen Zeit, und wenn die Regierungen auch in bunter Folge wechselten, so war die Politik doch keine Lebensfrage. Man brauchte sich weder über neue Kriegsgefahren noch über neue Atombombenversuche zu ereifern und sparte seine Energien, um sich in den Cafés wegen der neuesten Boulevardkomödie, wegen eines skandalösen Romans oder wegen eines unverständlichen Malerstils die Schädel einzuschlagen. Oder auch wegen der Tiara des Saitaphernes, beispielsweise!

Die Aufregung war ungeheuerlich. In den Zeitungen überschlugen die Schlagzeilen einander. Die Angriffe überstürzten sich. Die Regierung hatte für die Tiara 200 000 Goldfranc gezahlt. Was dachte die Regierung eigentlich, wie man mit dem Geld der steuerzahlenden Bürger umzugehen hatte? — Der Finanzminister wurde interpelliert, und der Kultusminister mußte in der Kammer erregte Anfragen beantworten. In allen Kneipen des Montmartre hörte man Spottlieder auf die Direktion des Louvre. Elina Mayences Atelier wurde gestürmt. Für seinen Kitsch, den bisher niemand hatte kaufen wollen, bekam er nun

plötzlich Phantasiepreise. Der Juwelensaal des Louvre mußte wegen Überfüllung polizeilich gesperrt werden. Vorher hatte sieben Jahre lang kaum ein Mensch nach der Tiara des Saitaphernes gefragt.

Die Regierung wackelte ganz bedenklich. Sie brauchte zwei Tage, um sich zu fassen und die seinerzeit erstatteten Gutachten eines halben Dutzend von Sachverständigen hervorzuholen. Die Tiara war echt, verdammt noch mal, dieser Mayence war ein Betrüger!

Natürlich ein Betrüger, schrien die Oppositionsabgeordneten in der Kammer. Aber er hat den Staat betrogen, und der Staat hat sich betrogen lassen. Um gute, wohlverdiente, dem Bürger abgepreßte 200 000 Goldfranc Steuer-gelder! Hatten nicht vor ein paar Jahren schon einige russische Archäologen erklärt, die Tiara sei eine moderne russische Arbeit?

Die Couplets in den Montmartrel-lokalen wurden immer frecher, und die Vorlesungen der Professoren an der Sorbonne, die seinerzeit das Gutachten erstattet hatten, gingen im Gelächter der Studenten unter. Da nützte es auch nicht, daß man die Erklärungen der russischen Archäologen nicht weiter ernst nahm. Die hatten ja schon immer behauptet, alles, was schön und gut sei, komme aus Rußland!

Schließlich, als sich die Regierung nicht mehr zu helfen wußte, wurde die Polizei mobilisiert. Elina Mayence wurde ins Kreuzverhör genommen. Es dauerte nur wenige Stunden. Dann gab der vorher so selbstbewußte, neuinstallierte König des Montmartre kleinlaut zu, daß er gelogen hatte! Gelogen, jawohl. Die Tiara war nicht von ihm. Er hatte das nur gesagt, um — um ...

Stotternd brachte er seine Ausrede hervor: Er hatte damit nur die Gelehrten blamieren wollen. Die Kunst-päpste, wie diesen alten, verkalkten Monsieur Lalique beispielsweise, die den modernen Künstlern jedes Talent absprachen!

Langsam gewann der blamierte Monsieur Mayence seine Fassung wieder. Im übrigen sei er nach wie vor der Ansicht, daß die Tiara eine Fälschung darstelle. Jawohl, eine Fäl-



Auf den zahlreichen Trödelmärkten in Paris werden auch Gegenstände für kirchliche und religiöse Zwecke angeboten. Die beiden Patres auf unserem Bilde gehören zu den Leuten, die gerne suchen, prüfen und schauen, zumal es bei der Vielzahl aller nur möglichen Waren auf diesen ständigen Märkten wirklich reichlich Gelegenheit dazu gibt.

schung! Und deshalb habe er auch behauptet, er sei der Fälscher. Nur um den Wirbel auszulösen! Um der Polizei Gelegenheit zu geben, den wahren Fälscher zu suchen! Um zu verhindern, daß in den ehrwürdigen Räumen des Louvre weiterhin ein wertloses Stück Blech herumliege!

Elina Mayence verließ die Polizei mit stolzgeschwellter Brust als Patriot und Märtyrer der Wahrheit!

Inzwischen hatte eine bekannte Schauspielerin eine Affäre mit einem Vicomte gehabt, beim Champagner hatte es Ohrfeigen gegeben, und in dem Trubel um diese neue Sensation wäre die Tiara des Saitaphernes wahrscheinlich vergessen worden, hätte nicht Monsieur Samuel Lifschitz aus Odessa der Zeitung einen Besuch abgestattet, in der der erste Bericht über die Fälschergeschichte erschienen war.

Monsieur Lifschitz brachte eine neue Tatarennachricht. Er versprach, das Geheimnis der Tiara zu lösen.

Das Tagesgespräch von Paris

Monsieur Lifschitz war ein kleiner russischer Jude, der sich nach seiner Auswanderung in Paris als Juwelier und Kunsthändler niedergelassen hatte. Er wohnte in keiner sehr vornehmen Gegend, und er sah auch keineswegs besonders repräsentativ aus. Wenn das Pariser Blatt seine romantisch klingende Geschichte abdruckte, so geschah es keineswegs, weil man sie für wahr hielt, sondern nur der Sensation zuliebe.

Am nächsten Tag war die schöne Schauspielerin, die von der Gattin des Vicomte bei einem Champagnergelage ein paar Ohrfeigen hatte einstecken müssen, vergessen. Paris sprach nur noch von der Tiara. Die Tiara war aus der Glasvitrine im Juwelensaal des Louvre verschwunden. Der Direktor dieser berühmtesten Kunstsammlung der Welt verweigerte der Öffentlichkeit gegenüber jede Auskunft!

Am selben Tag beauftragte eine große französische Zeitung ihren Korrespondenten in Petersburg, sich mit dem Graveur Israel Rouchomowski in Odessa in Verbindung zu setzen. Kurze Zeit später war die Antwort da: Israel Rouchomowski behauptete, daß er selbst die Tiara des Saitaphernes vor einem Jahrzehnt angefertigt hatte.

Und nicht nur die Tiara, sondern eine ganze Serie von antikem Schmuck, bitte sehr!

Paris stand kopf. Und wo war die aus dem Louvre verschwundene Tiara überhaupt, wenn man fragen durfte?

Sie war nicht gestohlen worden. Man hatte sie nur aus der Vitrine genommen, um sie einem Gelehrten von unantastbarem Ruf zur Überprüfung zu übergeben. Triumphierend teilte das Kultusministerium mit: Die Untersuchung habe einwandfrei die Echtheit der goldenen Kopfbedeckung des altgriechischen Stammesfürsten ergeben. Dieser Herr Israel Rouchomowski aus Odessa war kein geringerer Schwindler und Aufschneider als der blamierte Monsieur Elina Mayence vom Montmartre!

Nun hätten die Pariser eigentlich Zeit gehabt, sich wieder mit dem Vicomte und den Ohrfeigen zu beschäftigen, wäre Monsieur Samuel Lifschitz nicht gewesen. Lifschitz blieb nämlich nach wie vor dabei, daß die Tiara eine Fälschung sei, als er selbst noch in Odessa lebte und bei diesem Israel Rouchomowski arbeiten ließ. Er habe die Tiara in dessen Werkstatt gesehen. Mit eigenen Augen. Monsieur Lifschitz war bereit, das beim Leben seiner Kinder zu beschwören. Und die Zeitung, der Monsieur Lifschitz seine Weisheiten verkauft hatte, war ihrerseits bereit, sich den Spaß noch einiges kosten zu lassen. Sie ließ an Israel Rouchomowski 1200 Franc überweisen, damit er sich in den nächsten Zug setzen und nach Paris kommen möge.

Herr Israel Rouchomowski setzte sich in die Bahn und kam nach der Seine-metropole.

Was ist die Wahrheit

Wer sollte sich da noch auskennen! War die Tiara nun falsch oder echt?



Blick in die „Große Galerie“ des Pariser Louvre. Diese im Renaissancestil errichtete Ausstellungshalle, eine der größten der Welt überhaupt, birgt neben vielen anderen unschätzbaren Kostbarkeiten auch die „Mona Lisa“, Leonardo da Vincis berühmtes Gemälde von der Gattin des Florentiners Francesco de Giocondo. Der Louvre war einst das Schloß der französischen Könige. Das Gebäude soll bereits im Jahre 1200 errichtet worden sein, ist dann aber mehrmals sehr gründlich umgebaut und erweitert worden.

Und war die Tiara überhaupt noch vorhanden? Behauptete die Regierung vielleicht nur, das rätselhafte Stück sei aus der Vitrine zur Untersuchung entfernt worden, um einen Diebstahl zu vertuschen. Oder wollte man sich eine Blamage ersparen?

Die Bürger in den Cafés, die Buchhalter in den Kontoren, die Midinetten in der Rue Royal, die Poilus in den Kasernen, die Kutscher in den Bistros und die Fremden in den noblen Hotels — sie alle sprachen nur noch von der Tiara des Saitaphernes. Tagelang. Die Conférenciers in den Nachtlokalen fügten ihren Couplets immer neue, immer spöttischere Strophen bei. Und ganz Paris wartete nur noch auf Monsieur Israel Rouchomowski, der da irgendwo zwischen Odessa und Paris in der Bahn saß. Der Laden des Monsieur Lifschitz erfreute sich jedenfalls eines Kundenstromes, den er bis dahin noch nie erlebt hatte. Und dann kam Israel Rouchomowski auf dem Pariser Ostbahnhof an. Ein kleiner, unscheinbarer Mann, schlecht gekleidet, linkisch und unintelligent. Er verstand kein Wort Französisch, und er verstand den ganzen Rummel um seine Person nicht. Auf dem Bahnhof grinsten die Journalisten, die ihn haufenweise erwarteten, blöde an. Er dachte, sein Freund Lifschitz habe ihn nach Paris kommen lassen, um ihn als Gesellen in seiner Juwelierwerkstätte zu beschäftigen.

Ob er den Helm gemacht habe? Wie hieß der? Tiara des Saitaphernes? Nie gehört!

Ach ja — diesen komischen Helm da — den hatte er gemacht. Und deshalb hatte man ihn nach Paris geholt? Israel Rouchomowski war sichtlich enttäuscht.

Hatten bisher die Pariser über die hochangesehenen Gelehrten gelacht, so lachten nun diese selbst. Diesen Idioten wollte man ihnen als Fälscher vorsezen? Diesen ungebildeten Kerl aus der hintersten russischen Provinz, der von Kunstgeschichte keine Ahnung hatte? Na, das würde man ja gleich haben!

Die Herren Professoren und Kustoden führten Israel Rouchomowski durch den Louvre. Man zeigte ihm verschiedene Goldschmiedearbeiten, Reliefs und Medaillen. Er starrte sie verständnislos an. Er hatte von Kunstgeschichte, von Stilkunde, von Archäologie keine Ahnung. Und das wollte der Mann sein, der die herrliche Tiara des Saitaphernes geschmiedet hatte! Der Kultusminister rieb sich vergnügt die Hände. Er saß sicherer denn je zuvor in seinem Sessel. Die 200 000 Goldfranc waren gut angelegt.

Bis dann der kleine russische Goldarbeiter aus Odessa im Louvre vor einer Goldschmiedearbeit stehenblieb

und begeistert zu reden begann. Nur Monsieur Lifschitz, der als Dolmetscher diente, verstand ihn. Als er Rouchomowskis Begeisterung übersetzte, wurden die Gelehrten bleich: Diese Goldschmiedearbeit, den „Schild des Scipio“, erkannte Rouchomowski wieder. Die hatte er in einem Buch gesehen, das man ihm seinerzeit gab, als ihn ein paar Herren aus Petersburg beauftragten, den Helm zu machen. Diese Arbeit hatte er kopiert. Bitte sehr, man möge doch nachsehen!

Man holte die Tiara. Sie war wirklich nicht gestohlen, sondern nur zur Untersuchung aus der Vitrine entfernt worden. Und man konstatierte betreten: Rouchomowski hatte die Wahrheit gesagt: Das feine, goldgetriebene Relief auf dem Helm war eine getreue Kopie des „Schild des Scipio“. Ein Dutzend französischer Kunstexperten hatten die Tiara untersucht. Quadratmillimeter für Quadratmillimeter. Jeder von ihnen kannte den „Schild des Scipio“, der groß und protzig im Louvre hing. Keiner von ihnen hatte die Ähnlichkeit bemerkt.

Doch es sollte noch besser kommen. In der Bibliothek des Louvre suchte Rouchomowski die Bücher heraus, die er seinerzeit benutzt hatte. Und nun stellte man fest, daß jedes einzelne Stück der Tiara nach berühmten Vorbildern gemacht war. Nach einem Entwurf von Raffael beispielsweise.

Und niemand hatte das bemerkt!

★

Die Pointe dieser Geschichte von der Tiara des Saitaphernes ist die jeder anderen Fälschergeschichte. Weil der Goldhelm zweitausend Jahre alt schien und aus dem Ruinengelände stammen sollte, hatte man bedenkenlos 200 000 Goldfranc für ihn gezahlt. Die Arbeit eines kleinen Goldschmiedes aus dem Getto von Odessa wollte niemand haben. Man brachte die Tiara als Kuriosität in das Kunstgewerbemuseum. Dort liegt sie heute noch, verstaubt und unbeachtet.

An Israel Rouchomowski hatte nun niemand mehr Interesse. Die Gelehrten gruben weiterhin nach antiken Stücken, für die meisterlichen Arbeiten eines Zeitgenossen hatte niemand auch nur einen Sou übrig. Nicht einmal Monsieur Lifschitz wollte Israel Rouchomowski als Gehilfen in seiner Werkstatt behalten. Es war ein Glück, daß man ihm seinerzeit gleich das Geld für die Hin- und Rückfahrt geschickt hatte, sonst wäre er jetzt wahrscheinlich gezwungen gewesen, zu Fuß heimzukehren in seine kleine Werkstatt im Getto von Odessa.

Millionen in zwei Händen Der Mann, der alle Kunstgelehrten täuschte — Glück und Ende des Steinmetzgehilfen Alceo Dossena aus Cremona

Als die Schwester frühmorgens an das letzte Bett des großen Krankensaales tritt, liegt der ausgemergelte Körper des alten Mannes steif und kalt unter der dünnen Spitalsdecke. Die lange Nase sticht spitz aus dem wachsgelben Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen. Der Blick ist erloschen, unnatürlich verdreht starren die Pupillen glasig aus den tiefen Augenhöhlen.

„Tot!“ konstatiert die Schwester gleichmütig. In diesem Spital des dreckigsten Viertels von Rom sterben täglich so viele arme Teufel, daß die Schwestern nicht dazukommen, einem von ihnen einen besonderen Nekrolog zu halten.

Auch der Arzt sagt nur: „Tot!“ Zwei Leichenträger heben den schmächtigen Körper bereits aus den armseligen Kissen. „Ich stelle dann gleich den Totenschein aus, Schwester. Lungenentzündung.“ Der Arzt lächelt melancholisch. „Eigentlich müßte man schreiben: „Zu Tode gesoffen...“

Die Schwester wischt die Kreidschrift von der schwarzen Kopftafel. „Alceo Dossena“, sagt sie. „Ein Steinmetzgehilfe aus Cremona. Die trinken alle gern. Das kommt wohl von dem vielen Staub, den sie bei der Arbeit schlucken müssen.“

„Dossena?“ macht der Doktor. „Dossena?“ Er glaubt, daß er den Namen schon einmal gehört hat. Vielleicht — aber er kann sich auch irren. Mit einem Achselzucken geht er zum nächsten Bett. Na, und wenn auch — ein Steinmetzgehilfe, der sich zu Tode gesoffen hat.

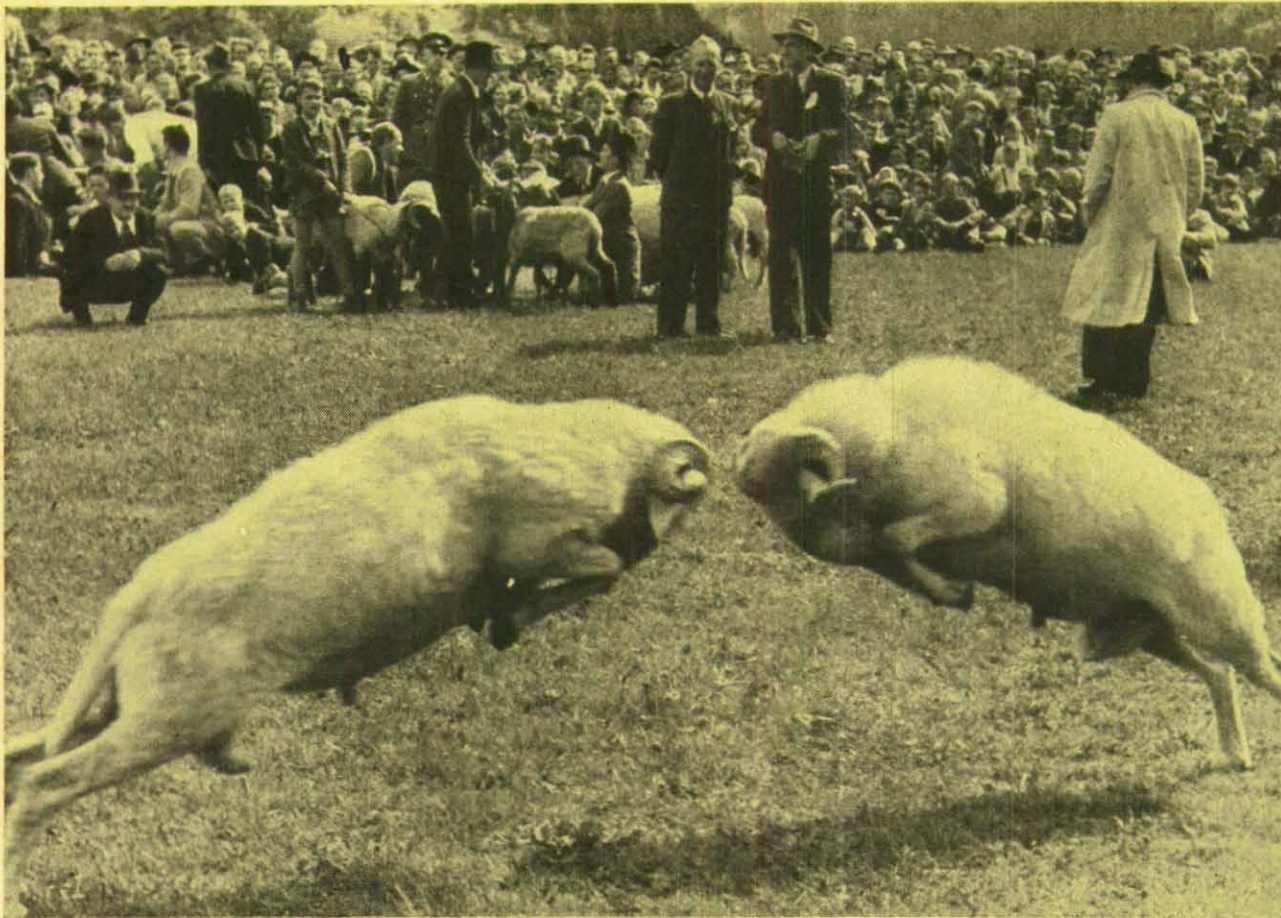
Die beiden Spitalsdiener tragen gerade die Leiche auf einer Bahre vorbei. Sie haben dem Toten die Hände über der Brust gekreuzt. — Zwei weiße, ungewöhnlich zarte Hände.

Welch schöne Hände der Alte doch besaß, denkt der Doktor noch...

Eine Madonna für 100 Lire

Einsam und unbemerkt gestorben in einem Armeleutespital von Rom — das war das traurige Ende des Steinmetzgehilfen Alceo Dossena aus Cremona, dessen Hände einst die ganze Welt in Atem gehalten hatten.

(Fortsetzung folgt)



Wer hat den stärksten Widder, wer den zornmütigsten Hahn und welcher Bursche ist der kräftigste weit und breit? Das erweist sich, in jedem Jahre neu, beim traditionellen Gauderfest der Zillertaler in Zell, das schon seit mehr als vierhundert Jahren bei Blechmusik und Starkbier gefeiert wird. Zu diesem Festtag kommen die Gebirgler von den entlegensten Almen mit ihren Widdern herab. Ebenso lassen sich auch die stärksten Burschen der Umgebung nicht vergeblich dazu bitten. Der Stärkste — der Beste, das gilt auch heute noch im Zillertal für Mensch und Tier. Nach einem Festzug mit Motiven aus dem Tiroler Freiheitskampf unter Andreas Hofer trifft sich alt und jung auf der Festwiese. Und die schneebedeckten Berge im Hintergrund schauen zu.

Blut muß fließen! Nach jedem Zusammenprall nehmen die beiden Widder einen noch größeren Anlauf. Die Wucht des Zusammenstoßes wird dadurch immer heftiger, was den Kampfegeist aber nur steigert. Zum Schluß bluten die Köpfe beider Tiere.

Widder Hähne Burschen



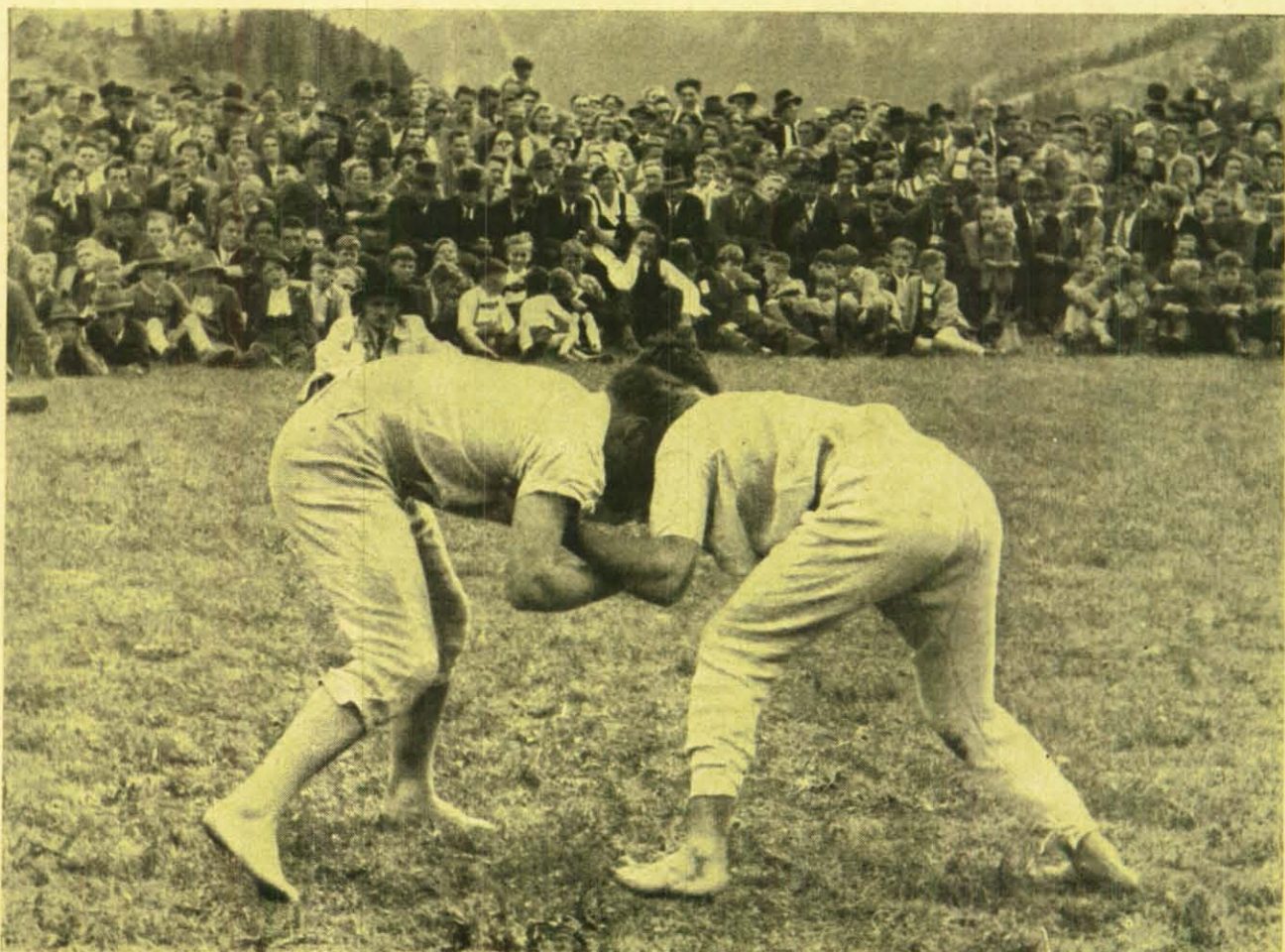
Nicht nur der Mensch, auch der Widder labt sich vor dem Kampf an dem ausgezeichneten zweiundzwanzig-prozentigen Gauderbier, das die Brauereien für diese Festtage eigens zum Ausschank bringen.



Der Sport der Jungen: Hahnenkämpfe! Auf dem Bauche liegend, beobachten sie gespannt und fachkundig den Streit der Hähne, der gleichfalls mit blutigen Köpfen ausläuft. Auch die Erwachsenen haben Spaß an dem Spiel und schauen interessiert zu.

Die Ringkämpfe der Burschen, „Rangeln“ genannt, sind keineswegs blutig, darum aber nicht minder wichtig. Vor allem die Mädchen verfolgen diese Zweikämpfe mit großer Aufmerksamkeit. Der stärkste Bursche steht bei ihnen hoch im Kurs.

Großkampftage im Zillertal - alljährlich bei Starkbier und Tanz





Picknick auf dem Meeresgrund? Nicht ganz, wenn auch immerhin zwölf Fuß tief unter der Wasseroberfläche. Der Wassermann und die beiden hübschen Meermädchen lassen sich das Bananenfrühstück gut schmecken. Ihre Hauptaufgabe besteht jedoch darin, unter dem Wasser vor einem staunenden Publikum geschickt Ballett zu tanzen.

Die Meermädchen und der Wassermann

Sensation in Florida: Ballett in der
Tiefe / Sechs Aufführungen am Tage

Ein fester Schlauch birgt das Geheimnis. Er führt zu einer Vorratskammer und liefert das, was auch geschickteste Schwimmer unter Wasser nicht entbehren können: Sauerstoff. Wohl haben es Meermädchen und Wassermann durch eisernes Training weit gebracht! Nur alle drei Minuten benötigen sie eine Lunge voll Luft. Das bedeutet viel, und die Besucher dieser einmaligen Schau in Weekiwachee sparen darum nicht mit ihrem Beifall.



Kräftiger Schluck aus der Flasche in Rückenlage, als Entspannung nach der Anstrengung des Tanzes gedacht. Selbst auf Pfeiferauchen unter Wasser verstehen sich die Wassermenschen. Das alles ist aber erst nach hartem Training möglich.

Der Wassernixe aus der Hand fressen die vielen kleinen Fische, die auch bei der stundenlangen Schau mitzuwirken haben. Aus dem Schlauch nimmt die Maid alle paar Minuten eine Lunge voll Luft. So nur kann sie das Programm durchhalten.

Nachwuchs bei Löwens

mollig, weich und wollig

Im Zirkus Pilatus gibt es einen Sonderwagen. Darin residiert unumschränkt Sonja, die Berberlöwin. Vier Löwenkinder hat sie zu erziehen. Das kostet Kraft und ist nur bei zusätzlichen Fleischrationen durchzuhalten.



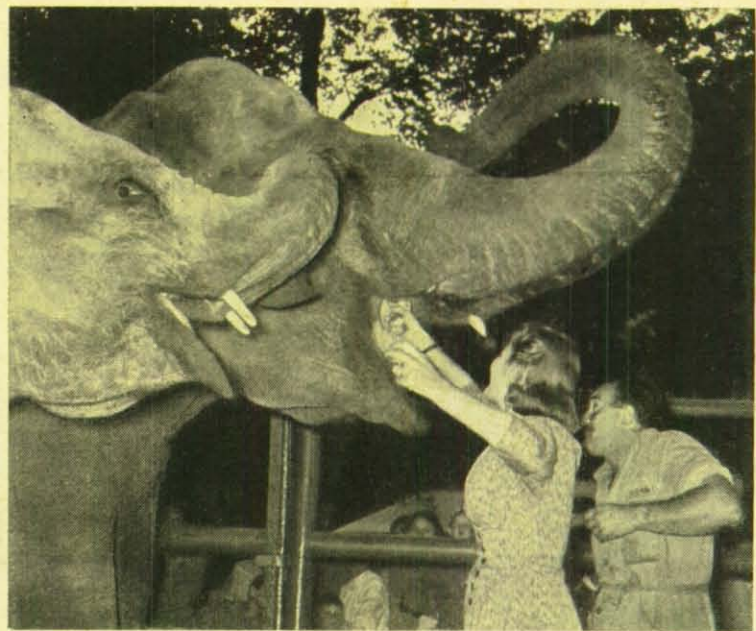
Erst zwei Wochen alt sind diese kleinen Löwenbabys und darum noch etwas unsicher in ihren Bewegungen. Mit Klein-Lilly haben sie es aber schon recht gern zu tun, lassen sich streicheln und spielen wie Kätzchen.



Der Raubtierinstinkt regt sich. Und schon heftet sich der junge Berberlöwe an die Fährte der Gänse, die im Hintergrund unseres Fotos so aufreizend die Hälsen recken. In der Regel dauert das Säuglingsalter eines Löwenjungens drei bis vier Monate. Nach dem ersten Jahr verblaßt das fleckige Jugendkleid. Im dritten Lebensjahr beginnt dann die äußere Differenzierung der Geschlechter, Schwanzquaste und Mähne wachsen, und erst mit sechs bis sieben Jahren sind die Tiere voll ausgereift und bereit zu großen Taten.



Mutteraugen blicken dich an! Nach einer Tragzeit von fast vier Monaten hat Sonja, die stattliche Berberlöwin, vier kleine Sprößlinge geboren. Zwei Löwenmädchen und zwei Löwenbuben, alle mit wolligem Kraushaar und dunkelfleckiger Pardelzeichnung auf Kopf und Flanken. Wie alle Katzen ist auch Sonja eine vorzügliche Mutter. Sie hält ihre Jungen peinlich sauber und duldet nicht den geringsten Schmutz in dem weichen Strohnest, das ihr der Dompteur vorsorglich und noch rechtzeitig bereitete.



Kleine Leckereien gefällt? Die Dickhäuter heben die Rüssel und schlucken mit Vergnügen alles, was ihnen Madame Molinari, die Direktorin des kleinen Mailänder Zoos, hinter die gelben Stoffzähne steckt. An jedem Tag, meist gegen vier Uhr nachmittags, macht die Direktorin die Runde durch die zahlreichen Tiergehege.



Mit der Milchflasche aufgezogen wurde dieses kleine Känguruh, dessen Mutter kurz nach seiner Geburt verstarb. Das Tierchen ist jetzt so zahm und zutraulich, daß es Frau Molinari nicht mehr in einen Käfig zu sperren vermag. Mit drei Hunden und zwei Papageien gehört es daher nunmehr vollkommen zu ihrem Haushalt.

Auf du und du mit Tieren

Unser Reporter sprach mit
Maria Molinari, der einzigen
Zoodirektorin der Welt

Süße Biskuits von zarten Lippen geboten, das ist etwas für die langhalsigen Giraffen! Mit Ungeduld erwarten sie daher täglich den Besuch ihrer Betreuerin, die sie auch noch niemals enttäuscht hat.



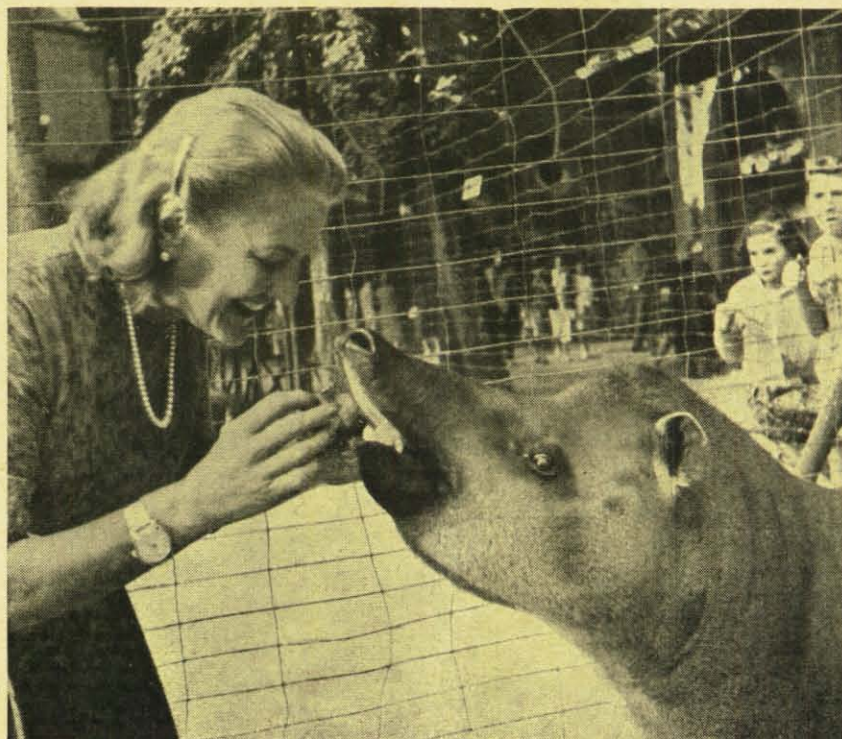
Enge Freundschaft verbindet Frau Molinari auch mit dem schwarzgefleckten Geparden, der sich zunächst recht störrisch gab, jetzt aber schon immer darauf wartet, gefüttert und gestreichelt zu werden.

„Tiere sind niemals böse“, versichert Madame Molinari mit Nachdruck und streicht sich energisch eine Haarsträhne aus der Stirn. „Ich gebe zu, daß sie manchmal — nach unserer Ansicht — boshaft zu reagieren scheinen. Aber das, was wie Heimtücke oder Bosheit aussieht, ist tatsächlich nur eine Art der Selbstverteidigung, die aus Angst geboren wird. Darum auch ist es ja so wichtig, sich zuallererst das Vertrauen eines Tieres zu erringen. Und das erreicht man nur durch gute Behandlung und sorgfältige Pflege.“ Maria Molinari, der wir in ihrem Wohnhaus gegenüber sitzen, spricht aus Erfahrung. Seit Jahren schon leitet sie — übrigens als einzige Frau der Welt — in Mailand einen Zoo, der 1930 durch ihren Mann Auguste gegründet wurde. Siebenhundert Tiere unterstehen ihrer Obhut, kennen sie als zuverlässige Betreuerin, Frau Molinari liebt nicht nur ihre Tiere, sondern lebt auch für sie. Täglich geht sie durch die einzelnen Gehege, streichelt Löwen und Tiger, füttert Nilpferde, Elefanten und Giraffen. Viele Besucher finden sich ein, um dem Tun dieser ungewöhnlichen Frau zuzuschauen.



Das wiederum trägt zur finanziellen Entlastung des Unternehmens bei. Sind doch 30 Millionen Lire jährlich aufzubringen, um das Futter für die Tiere und den Lohn für die 18 im Zoo beschäftigten Wärter bezahlen zu können. Da Auguste Molinari als Großwildjäger viel unterwegs ist, muß sich Frau Molinari auch um geschäftliche Dinge kümmern. Auch das versteht sie ausgezeichnet und hat es dazu gebracht, daß der kleine Zoo zu den beliebtesten überhaupt gehört und viel besucht wird. Gewiß hat es hie und da schon mal Enttäuschungen gegeben. Auch mit den Tieren. Aber das sind Ausnahmen. Frau Molinari glaubt an das Gute in der Kreatur. Und daraus wächst ihr die Kraft zu ihrem Werk.

Auch ein Tapir läßt sich zähmen und frißt aus der Hand, wenn er spürt, daß ihm Wohlwollen und Fürsorge entgegengebracht werden. Mit kleinen Leckerbissen hat Frau Molinari sein Vertrauen gewonnen.





Bei leichter Brise ist diese saloppe Badejacke aus markant gestreiftem Florex-Frottiertstoff sehr zu empfehlen. Die kleinen Seitenschlitze wirken fast kokett, die schmalen Armelaufschläge und Taschenpatten kontrastieren gut zu den kräftigen Querstreifen.



Marineblau ist dieses aparte Panamakostüm. Zu dem engen, sehr gerade geschnittenen Rock wird ein blau-weiß gestreifter Satin-Jumper mit halblangem Arm getragen (Foto links). Dazu kommt ein kurzes, gerades Jäckchen mit zweireihigem Knopfverschluss, dessen Schick darin besteht, daß die Streifenmusterung des Jumpers noch sichtbar wird.



Spitzbübisch und keck — eine lustige Mütze aus rot-weiß bedrucktem samtigem Cotton-Cord, die sich zum Sport gut eignet.



Eine lange Hose für junge Mädchen, praktisch und außerdem schick. Simplicity-Modesschnitt (Gr. 34—40, 2.— DM) Nr. 1818.

Für den Strand: ein modisches Badekostüm — Modell Jantzen — aus rot-grau bedruckter, gummielastischer Baumwolle, die fest anliegt.



Wie es Euch gefällt

Sommermode
— abgewandelt



Stark gekräuselt an der unteren Kante wird der Überrock dieses eleganten Kleides, um die Ballonlinie zu erzielen. Simplicity-Modesschnitt (Gr. 36—42, 2.25 DM) Nr. 2229.



Das praktische Hemdkleid, mit weitem rundem Ausschnitt. Das Vorderteil erhält durch die jackenartige Verarbeitung ein Deux-pièces-Aussehen. Simplicity-Modesschnitt (Gr. 36—42, 2.25 DM) Nr. 2487.

Sind sie beliebt, die extravaganten Modelle, die Paris und Rom für die neue Saison erdachten? Trägt man den zugebundenen Hummelrock, der gerade noch die Kniekehle erreicht? Und wie steht es mit dem Sackkleid? Findet es begeisterten Anklang? Nichts von alledem ist der Fall. Nach wie vor dominiert das gefällige Kleid, das dem Modediktat nur in stark abgewandelter Form gerecht wird.

So bestellen Sie Ihren Simplicity-Modesschnitt:
Bitte überweisen Sie auf einer Zahlkarte an die Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Postscheckkonto München 6818, das Geld für den gewünschten Schnitt. Vermerken Sie auf dem Zahlkartenabschnitt das Stichwort „Simplicity“, die Nummer des Schnittes, Ihre Größe und Ihre Oberweite. Schreiben Sie bitte Ihre genaue Adresse möglichst in Druckbuchstaben. Der gewünschte Schnitt wird Ihnen ohne weitere Unkosten zugesandt. Die Schnitte können nur per Zahlkarte bestellt werden. Nachnahmelieferungen sind nicht möglich.

WAHRE GESCHICHTEN

„Empörte“ Schulkinder

Roms Schulkinder sind wachsam und sittenstreng. Das geht aus einem Prozeß hervor, der zur Zeit vor einem Gericht dort über die Bühne geht. Sage und schreibe 13 000 Schulkinder zwischen sechs und zehn Jahren haben ihre sauber gekritzelte Unterschrift unter eine Protestresolution gesetzt, die sich gegen die „skandalösen“ Plakate von Brigitte Bardot aus ihrem Film „Ein Gänseblümchen wird entblättert“ und das Dekolleté von Anita Ekberg richtet. Die Verteidiger der beklagten Filmtheater machten allerdings geltend, daß es sich hierbei um eine organisierte Kampagne „von oben“ handele, die sich nicht scheue, die ahnungslosen Schulkinder vorzuschleichen. Ganz Rom wartet nun gespannt darauf, ob sich die Richter der „Empörung“ der Schulkinder anschließen werden.

Bessere Zeugnisse durch Hypnose

Mit einer ausgefallenen Methode steigert ein amerikanischer Professor die Leistungen seiner Studenten. Vor dem Unterricht versetzt er sie kurz in Hypnose, um sie seelisch ganz auf das Lernen auszurichten. Wenn das geschehen ist, klappt alles in der Tat viel besser.

Professor Dr. David H. Briggs ist Leiter der Abteilung für Pädagogik und Psychologie im College von Maryville im Staate Tennessee. Seine neue Methode ist ganz einfach! Bevor er mit dem Unterricht beginnt, spielt er der Klasse eine von ihm selbst besprochene Schallplatte vor. Monoton sagt seine Stimme: „Sie werden einschlafen, Sie werden sofort einschlafen.“ Tatsächlich versinken etliche Schüler in tiefen Schlaf. Dann redet die Stimme ihnen suggestiv zu, alle Aufmerksamkeit auf das Lernen zu konzentrieren. Anschließend weckt Dr. Briggs die Schläfer, und der Unterricht fängt an. 40 Prozent sind für die Hypnose empfänglich. Ihre Zeugnisse haben sich um 12 bis 14 Prozent verbessert.

Freiheit, die ich meine ...

Emil hatte seine zwei Monate abgebrummt. Als er das Gefängnis gerade hinter sich hatte, kam eine Taxe vorbei. „Hallo, sind Sie frei?“ rief Emil. „Jawohl, mein Herr!“ und dienstbeflissen stoppte der Fahrer.

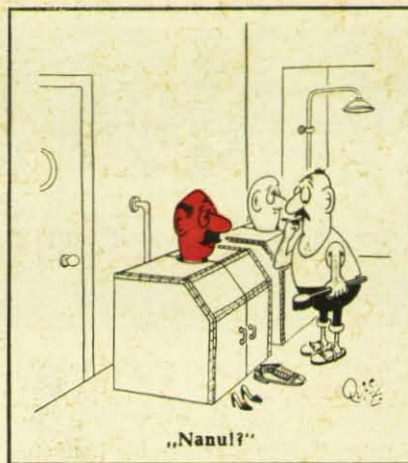
„Ich auch“, schwenkte Emil seine Mütze, „es lebe die Freiheit!“

Ausgeprägte Handschrift

Die Handschrift von Ärzten, zumal auf Rezepten, kann bekanntlich nur ein Apotheker entziffern. Und doch passierte in einer süddeutschen Kleinstadt folgendes: Dr. W., der beliebte und viel beschäftigte Arzt, war von einer befreundeten Familie zu einer Abendgesellschaft geladen. Kurz vor Beginn wurde er während eines Patientenbesuches plötzlich zu einer eiligen und schweren Geburt in ein benachbartes Dorf gerufen. Er wußte, daß die Dauer seiner Hilfe die Teilnahme an der Abendgesellschaft unmöglich machte. Schnell, ehe er losfuhr, warf er einige Worte der Entschuldigung auf ein Rezeptformular und beauftragte einen Jungen, den Zettel zu der befreundeten Familie zu bringen. Vergeblich bemühte sich die ganze Familie, Wort und Sinn zu entziffern, bis endlich der Sohn, Student der Rechte — die ersten Gäste waren bereits erschienen —, vorschlug, die Haushilfe mit dem Zettel zum nächsten Apotheker zu schicken, der würde sicher den Inhalt enträtseln. Die Perle zog los. Nach fast einer Stunde kam die von der Hausfrau dringend Erwartete zurück. Es habe so lange gedauert, weil der Apotheker die Medizin erst habe bereiten müssen. Und damit setzte sie ein kleines Fläschchen auf den Tisch.



„Verstehen Sie jetzt, warum wir es ‚Omelett der Überraschungen‘ nennen?“

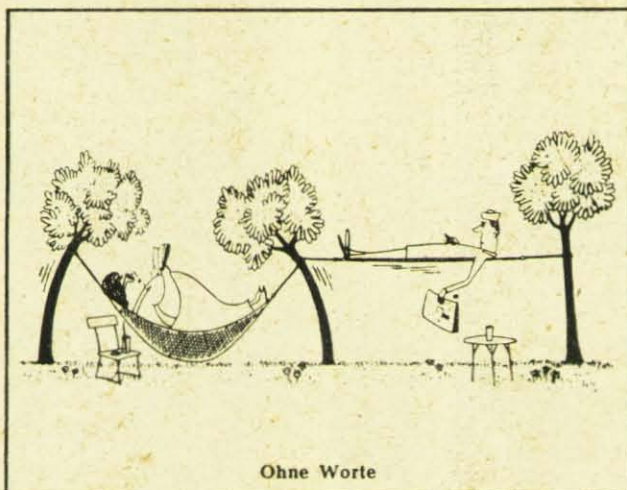


„Nanu!“



„Er ist ein vorbildlicher Verlierer!“

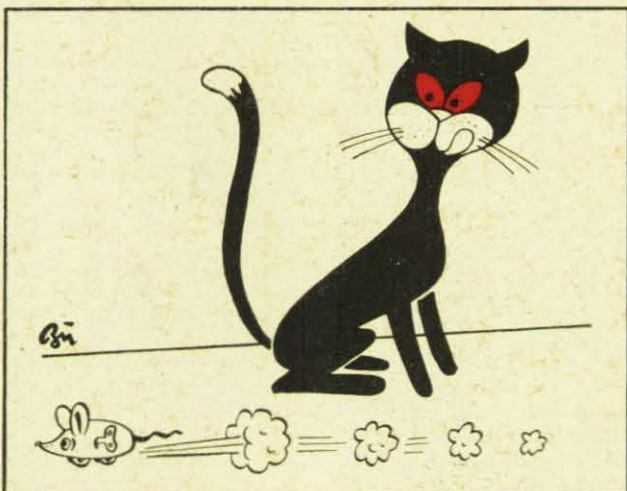
So bunt ist die Welt!



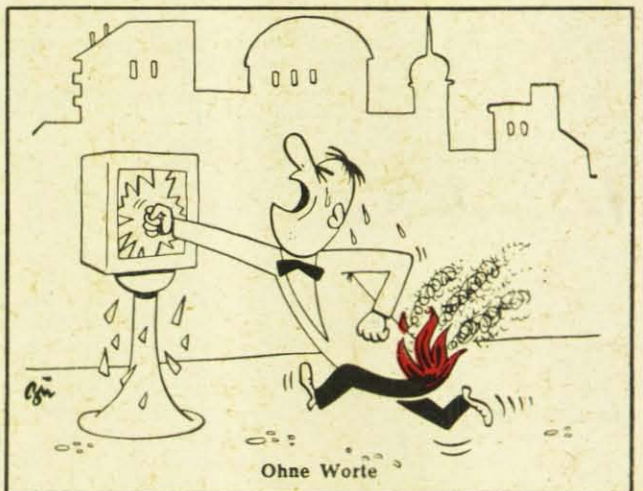
Ohne Worte



„Jetzt fehlt uns nur noch ein Köder ...“



Bü



Ohne Worte

Komisch, nicht?

Bekleidungsorgen

Eine junge Schönheitstänzerin in Miami wurde stürmisch gefeiert. Ein Pressefotograf drang bis in ihren Auskleideraum vor.

„Sie waren berauschend!“ begeistert er sich. „Ich muß ein Bild von Ihnen machen, für unser Magazin. Die Konkurrenz wird platzen, wenn wir Sie auf der Titelseite bringen. Natürlich dürfen Sie nur eine Korallenkette tragen! Davon verspreche ich mir einen ungeheuren Effekt!“

„Geht es wirklich nicht ohne Korallenkette?“ erkundigte sich die Tänzerin. „Ich besitze nämlich gar keine!“

„Wer ändert eine Grube gräbt!“

„Hilfe! Ich bin vergiftet!“ — so schrie plötzlich ein 20jähriger Jüngling auf einer der schönsten Straßen Roms und rannte wie von einer Tarantel gestochen zum nächsten Krankenhaus. Dort fiel er ohnmächtig um. Der diensttuende Arzt pumpte ihm den Magen aus, flößte ihm Rizinusöl ein und benachrichtigte die Polizei. Der Junge stand darauf bald wieder auf den Bei-

nen. Die Polizisten aber, sie setzten sich, wo sie Platz fanden, und lachten aus vollem Halse. Der junge Giuseppe hatte nämlich einige seiner Zigaretten mit einem harmlosen Gift präpariert. Er wollte einem Freund, der ständig um Zigaretten bettelte, das Rauchen abgewöhnen. Im Laufe des Tages hatte Giuseppe aber sein Vorhaben vergessen und eine der angegifteten Zigaretten selbst geraucht. Als ihm auf der Via Veneto schlecht wurde, fiel ihm sein Streich erst wieder ein.

Wer zuletzt lacht ...

Florindo Parti, Bürger des Städtchens Melzo in Italien, kehrte etwas zu spät für seine getreue Ehehälfte von einer Silvesterfeier mit Freunden nach Hause zurück. Signora meinte deshalb, wer spät komme, brauche überhaupt nicht zu kommen und versperrte die Wohnung. Parti klopfte, polterte, trommelte. Aber die Signora hinter der Tür lachte nur. Parti bat, bettelte, flehte. Signora lachte wieder. Signora lachte sogar, als Parti rief, er werde Selbstmord begehen. Das Gelächter erboste den Herren des Hauses natürlich und wü-

tend machte sich in seinem besäuselten Kopf das sprichwörtliche „Köpfchen“ geltend. Ein Aufschrei durchgellte plötzlich das Haus und gleich darauf polterte ein schweres Etwas die hölzerne Treppe hinab. Der Lärm erschreckte die Signora fürchterlich. Verstört stürzte sie dem vermeintlichen Selbstmörder nach. Aber auf dem unteren Podest angelangt, fand sie keinen zerschmetterten Leib, sondern nur einen Kohlsack. Erboster als ihr Ehegespons, stieg sie die Treppe wieder hinauf. Aber hinter der Tür lachte jetzt Parti.

Späte Zahlung

Eine unerwartete Einnahme floß in die Kasse einer Brauerei in Hertford, nördlich von London. Ein Unbekannter hatte 18 Shilling (etwa 10 Mark) geschickt und dazu geschrieben: „Sende hiermit das Geld für die 18 Gallonen Bier, die mein Onkel vor 67 Jahren bei Ihnen bezogen hat. Wegen Wohnungswechsel ist er damals nicht dazu gekommen, das Bier zu bezahlen.“ 18 Gallonen sind gut 80 Liter, aber die Summe stimmt, denn zu jener Zeit hat die Gallone nur einen Shilling gekostet.

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

13. Fortsetzung

Freiwillige waren es auch, die in den beschlagnahmten Läden die Waren beschlagnahmten — besondere Kleidung und Lebensmittel — und sie auf Lastwagen zu einem Sammeldepot im Hobart-Park transportierten, wo zwischen ein umfangreiches Warenlager entstanden war. Helferinnen versorgten die Verletzten und jene, die einen Schock erlitten hatten; sie beruhigten die Erschrockenen und Verängstigten; sie assistierten den Chirurgen und halfen den Krankenschwestern, sie sammelten Hunderte verrirrter Kinder, schrieben Namensschilder und Bezugsscheine für Lebensmittel, Kleidung, Schuhe und was sonst benötigt wurde.

Das alles und noch mehr war im besten Gange, als das Essen für Henry gebracht wurde. Er biß kräftig in ein heißes Corned-Beef-Brötchen und griff nach dem Teller mit den dicken Bohnen.

„Sie sollten mal auf die andere Seite hinübergehen“, sagte einer seiner Mitarbeiter, „und sich das ansehen!“

Henry blickte auf. Seine Leute waren eifrig bei der Arbeit, und die Lage war ihm Augenblick verhältnismäßig ruhig. „Na schön“, sagte er und nahm Teller und Brötchen mit sich in den Korridor.

Ein unverglastes Fenster bot einen guten Ausblick. Zwischen dem oberen Stockwerk der Schule und dem Feuersturm stand nichts mehr, was die Sicht versperrt hätte.

Die riesige Flamme aus dem brennenden Herzen der Stadt verschwand an ihrem oberen Rand in einer Rauchwolke, die so dicht und schwarz, so zerklüftet und plastisch war, daß man hätte meinen können, es hinge eine riesige Bergkette mit leuchtend angestrahlten Gipfeln verkehrt herum am Himmel. Die Flammen selbst waren eine strahlend weißgelbe, leuchtende Wand — ihr oberer Rand verlief in konkaver Wölbung mit dem Tiefpunkt im Feuerzentrum. Man konnte dieser Wand an die dreihundert Meter hoch mit den Augen folgen, bevor sie im Rauchgebirge verschwand. Wie Scherenschnitte standen davor, über eine Strecke von eineinhalb Meilen, die Umriss der Häuser, von denen einige noch einmal eine besondere Feuerinsel bildeten.

Aus der Stadt kam ein Brüllen und Brausen wie von einem Vulkan, und im nächtlichen Dunkel tobten Sturm und Wind. Henry sah regungslos hinaus. Das Essen hatte er vergessen. Es war seine Stadt, die da starb und mit ihr sein Leben, seine Knabenzeit, seine Mannesjahre. Dieses gewaltige Schauspiel war ihre Totenfeier.

Das Herz dieser Stadt, ihr Lebenszentrum, war tot. Nur ihre Bewohner konnten gerettet werden. Aber diese Menschen hatten die Stadt geschaffen.

Die Stadt — dachte er, gebannt von der Großartigkeit ihres Sterbens —, die Stadt, das waren die Menschen. Sie war mehr als nur eine äußere Schale für ihre Leiber.

„Okay“, sagte er, „nun habe ich's gesehen.“ Und trat in sein Büro zurück.

„Eine ganz verfluchte Sache“, sagte gerade atemlos ein Melder, als Henry hereinkam, „ist passiert. Ein vollbesetzter Zug aus der Stadtmitte ist draußen an der Bigelow-Avenue mit Volldampf auf einen Güterzug aufgefahren. Der ganze Zug entgleist! Und bis vor einer Stunde oder so hat kein Mensch was davon gewußt! Ganz wenig Über-

lebende. Der Zug muß an die hundertfüßig draufgehaut haben, als er auf den Güterzug knallte.“

Henry nickte nur.

VI

Ted trug den Sprechfunkapparat. Er begleitete ein aus Männern vom Luftschutz, von der Polizei und der Feuerwehr bunt zusammengewürfeltes Räumkommando; sie waren eben dabei, sich die James-Straße hinunter zum Simmons-Park durchzuhauen. Die Gegend lag zwar außerhalb von Henrys Bereich im Abschnitt K, doch war dessen Kommandostelle zerstört, und Mannschaften aus angrenzenden Gebieten mußten einspringen. Vor allem Wickley Heights war schwer betroffen. Wer sich von den Bewohnern überhaupt noch auf den Beinen halten konnte, hatte sich über den Golfplatz oder zum Simmons-Park gerettet. Aber sicher lagen noch Hunderte von Menschen, unfähig zu laufen, sich zu rühren, in den großen Luxusappartements, in den eleganten Villen und Hotels. Und überall brachen neue Brände aus, und ein tobender Wind fegte dem großen Feuer zu, riß Mauervorsprünge und ganze Dächer herunter und drückte die wackligen Häuserwände ein. Wer noch in den Häusern steckte, mußte herausgeholt werden.

Die Männer hielten, daß es ihnen gelingen würde, bis zum Park durchzustößen, obwohl die große Feuerwand quer über eine seiner Ecken lief. Ted wußte das von Hink Field, wo sie bereits Aufklärer hatten aufsteigen lassen, deren Berichte an den Luftschutz weitergeleitet wurden. Wenn das Kommando sein Ziel erreichte, so bestand Aussicht, vom anderen Ende des Parkes aus über die Jefferson-Avenue zu den beiden Brücken an der Flußbiegung zu gelangen. Es waren die einzigen Brücken, die noch standen, hatten die Aufklärer gemeldet. Sie waren schwarz von Menschen; die Leute flohen in Scharen nach River City hinüber, und dort saßen sie in der Falle, soweit das von der Luft aus beobachtet werden konnte, denn Rauch und Qualm und Glut, die saugenden Luftströme und ein Hagel von Stein- und Metallbrocken erschwerten Flug und Beobachtung.

Übrigens war in River City, wie Ted aus gleicher Quelle erfuhr, jedes Restchen von der Quelle zusammengebrochen. Die leitenden Stellen unternahmen kaum etwas, und der Hauptteil der Bevölkerung strömte aus der Stadt.

Die Mannschaft stieß in der James-Straße auf ein Hindernis: die ganze Front des Shelley-Garden-Building war auf die Straße gestürzt. Wütend begannen die Geländräumer sich in ein Gebirge von Stein hineinzufressen. Es würde eine Weile dauern, ehe man weiterkonnte, und Ted lief zum Gehsteig und setzte sich auf die Bordkante. Ein Bankgebäude mit weißen Marmorwänden schützte ihn vor der Glut.

Er legte das Gerät ab. In der Jackentasche fand er ein Stück Schokolade, das man ihm beim Ausrücken in die Hand gedrückt hatte; sie war ganz aufgeweicht von der Hitze, aber er schlang sie hungrig hinunter und wünschte nur, er hätte auch etwas zum Trinken dazu.

Der Bordstein, auf dem er saß, vibrierte unter dem Dröhnen der Flammen. Doch der Wind war kühl und frisch bis auf den scharfen Brandque-

ruch, der von den verkohlten Feuerstellen aufstieg, die sie unterwegs gelöscht oder auseinandergerissen hatten.

Vorn ging es lebhaft zu. Krachend griffen die Geländräumer an, Ziegelsteine prasselten wie Lawinen herunter, Dynamitschüsse knallten, und über dem Getöse gellten Kommandorufe. Wenn eine Durchfahrt frei war, würde es weitergehen, aber bis dahin durfte er ausruhen, es sei denn, daß jemand vom Luftschutz oder aus den anderen Gruppen eine Meldung hatte. Dann brüllten sie: „Funker!“, und er mußte schleunigst hin.

Ted zog ein schwärzliches Taschentuch aus der Hosentasche und wischte sich den Schweiß aus den Augen.

Als Funker hatte er eine Menge von Umständen und Tatsachen erfahren, über die er mit niemandem gesprochen hatte, aus Zeitmangel und weil jeder sich nur noch auf das konzentrieren konnte, was er gerade tat.

Der Durchmesser des großen Feuers betrug etwas über zwei Meilen, hatte Hink Field gemeldet. In diesem Gebiet lag das ganze Geschäftsviertel, die Ladenstraßen und die Wolkenkratzer — es war der jeweils halbkreisförmige Kern der beiden Städte, begrenzt im Osten von der Schwaneninsel, im Westen von den Lagerhäusern; in dieser Zone lagen außerdem neun Brücken, die Rangierbahnhöfe und verschiedene andere, nicht näher umrissene Gebiete. Im Umkreis einer weiteren Meile nach jeder Richtung hin waren schwere Schäden und zahllose Brandherde beobachtet worden, die sich jedoch wohl nicht mit dem großen Feuer vereinigen würden. Die Zahl der Verunglückten ließ sich nicht abschätzen. Wegen der zu spät gegebenen Warnung, hieß es, war eine „unbestimmte, jedoch bedeutende Anzahl“ von Menschen im Stadtzentrum der Bombe zum Opfer gefallen.

All das wußte Ted; der Äther schwirrte von Nachrichten.

New York war nicht mehr, eine H-Bombe hatte die Stadt ausradiert. Ebenso Washington, San Franzisko, Los Angeles und Philadelphia.

Auf weitere fünfundzwanzig Städte waren A-Bomben etwa von gleicher Sprengkraft gefallen wie die, die Green Prairie und River City zerschlagen hatte.

In allen Bundesstaaten war das Standrecht verhängt worden.

Der Bundesstaat Florida war Lazarettgebiet. Verwundete aus allen Landesteilen sollten hier aufgenommen werden. Ebenso waren Texas und die Staaten am Golf von Mexiko zum „Aufnahmegebiet“ erklärt worden.

Und immer wieder hörte Ted, daß die Angst vor neuen Angriffen Millionen von Flüchtlingen aus den Städten trieb, in den Winter, das Dunkel und das Chaos hinaus.

Der Präsident war tot.

Diese Einzelheiten hatten sich aus dem Stimmengewirr im Sprechfunk ergeben, und Ted dachte über einiges eine ganze Weile nach.

Endlich erhob er sich doch vom Rinnstein, müder als zuvor. Gerade um die Ecke sah er einen Frugstore. In den Wägen saßen dunkle Menschen, die er nicht mehr. Ted war halb verdurstet, sein Mund ausgetrocknet, und so eilte er schleunigst darauf zu. Obwohl er über und über mit Spritzen bedeckt, schien die Sodafontäne zu funktionieren. Der Wasserhahn gab keinen Tropfen von sich, aber aus einem zweiten Hahn floß Sprudel. Er fand einen Papierbecher, füllte ihn und trank und füllte ihn wieder und trank, bis er genug hatte.

VII

Es war kalt geworden draußen in Hink Field. Eine eiskalte, sternklare Nacht.

Doch am Himmel über den Schwesterstädten, ja selbst über Hink Field, verblaßten die Sterne, denn so hell war der Feuerschein auch hier auf dem Flugplatz, als leuchte in nächster Nähe



Ted legte das Gerät ab. In der Jackentasche fand er ein Stück Schokolade...

die flammende Fackel einer brennenden Erdölquelle zum Himmel. Gegen Osten lagerte eine dicke Rauchwolke über dem Land, doch der steife Nordwest trieb sie vom Flugplatz weg. Um Mitternacht war das Thermometer auf minus zehn Grad gefallen.

Man hatte in Hink Field alles getan, was getan werden konnte — doch das war wenig genug.

An dem Überfall auf Green Prairie und River City hatten vier — nicht drei, wie zuerst gemeldet — feindliche Maschinen teilgenommen. Die eine, die die Bombe trug, hatte Cohen mit seinem eigenen Leib vom Himmel gerissen, jedoch zu spät. Die zweite Maschine war entweder nur Aufklärung geflogen oder der Pilot hatte Angst bekommen — auf jeden Fall war sie gleich nach dem Abwurf nach Westen zu verschwunden. Die beiden übrigen hatten in schnellem Flug die beiden Städte mehrmals umkreist, verfolgt von Jägern, die sie jedoch nicht zu fassen bekamen. Danach war eine Maschine seelenruhig auf Gordon Field niedergelassen, und die Besatzung hatte sich tatsächlich der Polizei gestellt. Einer von ihnen sprach sogar Englisch, fand aber wenig Zeit dazu, denn schon hatte ein Zivilist einem Polizisten die Maschinenpistole entrissen und die ganze Besatzung umgelegt.

Die letzte Maschine hatte Leutnant Pfeffer mit seinem Düsenjäger heruntergeholt. Pfeffer war wohlbehalten zurückgekehrt.

General Boyce hatte Notstandsmaßnahmen befohlen.

Der Fliegerhorst hatte sich für die Städte aller entbehrlichen Lebensmittel und Medikamente, Sanitäter und Ärzte entblößt. Was an Löschgeräten vorhanden war, ging den gleichen Weg. Boyce hatte seine Leute zusammengetrommelt, alles was Uniform trug. Dazu kamen die Angehörigen der verschiedensten Einheiten, die sich jetzt laufend bei ihm meldeten, denn Hink Field war der einzige militärische Stützpunkt des ganzen Gebietes. Matrosen, Marineoffiziere, Armeehelferinnen und sogar Marinehelferinnen, außerdem eine Menge Reservisten und alle die Angehörigen der Nationalgarde, deren eigene Sammlager nicht mehr existierten. Er ließ Waffen und Munition bis aufs letzte Stück ausgeben. Er ließ die Offiziere Rettungstrupps, Hilfspolizei und Technische Nothilfe-Abteilungen zusammenstellen. Alle Funken, die er entbehren konnte, wurden zum Luftschutz nach Green Prairie abgestellt. In River City war niemand aufzutreiben, der mit dieser letzteren Gruppe hätte sinnvoll arbeiten können.

Er setzte einen Teil des technischen Stabes auf Ermittlungen über das Ausmaß der Verwüstung an, schickte zwei Hubschrauber über das Katastrophengebiet, die die wichtigsten Hinweise für den Einsatz der Rettungstrupps gaben. Für die gleiche Aufgabe wurden noch ein paar leichtere Maschinen und sogar zwei Bomber eingesetzt. Lebensmittel und Wasser in Kanistern wurden aus der Luft auf die Punkte der Stadt abgeworfen, an denen Menschen von Schutt und Feuer eingekreist in der Falle saßen, in Parks, auf Spielplätzen, auf Golfläufen, an Wasserbehältern und auf Sportplätzen.

Der General war nun wieder in ständiger Verbindung mit Colorado Springs, das er genauestens über die Lage im militärischen und zivilen Sektor unterrichtete. Er wußte — lange bevor der erste Flüchtling Hink Field erreichte —, daß die Menschen in Scharen aus der Stadt strömten. Er ließ die Straße sperren und ordnete an, daß die Leute verpflegt werden sollten, wenn sie eintrafen.

Allerdings wußte er auch, daß die beiden stärksten Flüchtlingkolonnen — eine jede vielleicht hunderttausend Menschen zählend — sich auf der Straße 401 in Richtung Kansas City und auf dem Elk Drive nach Gordon Field hinausbewegten. Er schickte daher eine schwerbewaffnete Wachmannschaft zum Zivilflughafen, um möglichst den Ausbruch der Fliehenden zu stoppen. Eine gleich starke Mann-

schaft wurde mit Fallschirmen auf die Straße 401 abgesetzt.

Charles war keiner dieser Gruppen zugeteilt worden, da für ihn ein Befehl seiner Einheit eingegangen war, sich bereit zu halten. Es schien, daß Oberst Eames den Befehl persönlich unterzeichnet hatte; und obwohl Charles dringlich vorbrachte, daß er River City und Green Prairie besser kenne als die meisten Männer der Rettungstrupps, hielt man sich an den Befehl, und Charles blieb beim Stab, bis sich eine Möglichkeit ergeben würde, ihn zu seiner Einheit zu befördern. So sah Charles den Feuersturm nur von fern. Aber seine genaue Kenntnis der beiden Städte bewährte sich bei der Planung von Aufklärung und Fallschirmabwürfen ausgezeichnet.

Als die Nacht vorrückte, wurde ihm klar, daß General Boyce die Verantwortung für die Verzögerung des Alarms auf die eigenen Schultern nahm. Charles erinnerte sich genau an den Wortwechsel vom Nachmittag, obwohl es ihm vorkam, als seien seither Jahre vergangen; wenn man überhaupt jemanden an dieser Verzögerung schuld geben konnte, so war es der Bürgermeister von River City.

„Der Alte“, sagte ein Hauptmann zu Charles, während sie vor dem Stadtplan die letzten Meldungen studierten, „nimmt es sich mächtig zu Herzen. Ich habe ihn noch nie so still gesehen. Er hält sich für schuldig am Tod der vielen Leute im Geschäftsviertel.“

„Das ist doch Unsinn“, erwiderte Charles, der auf den Plan starrte und sich gerade den Kopf darüber zerbrach, wie lange wohl die Eisenbahndämme am Rande des großen Feuers das Überschlagen der Flammen noch verhindern würden. „Wenn er den Alarm eher gegeben hätte, wäre der Straßenverkehr noch mehr blockiert worden, und sie wären auch nicht herausgekommen.“

„Sie scheint das alles verdammt wenig aufzuregen, Leutnant.“

Charles lächelte mühsam. „Wie soll ich sonst davon sprechen? Meine ganze Familie ist doch drüben in der Stadt.“

„Oh“, sagte der andere und tippte verlegen mit dem Bleistift auf den Stadtplan, „verzeihen Sie!“

„Schon gut.“ Charles lächelte diesmal etwas freier.

Er kam ein wenig später gerade von einem Gang in den Hof zurück, als er den General aus einer Tür ins Freie treten sah. Das war sonderbar, zumal er ganz allein war, und Charles ging ihm nach, um ihn anzusprechen. Aber der General war schon ein ganzes Stück auf die Betonbahn hinausgetreten, stand da und starrte auf die brennende Stadt. Die Pistole trug er umgeschnallt. Charles war das nicht weiter aufgefallen. Doch plötzlich riß General Boyce die Waffe heraus, setzte sie an die Schläfe und drückte ab. Das alles war so blitzschnell geschehen, daß Charles nicht einmal mehr rufen konnte. Noch ehe er bei ihm war, knieten drei överschierte Mechaniker schon an der Seite des Toten.

Gegen Mitternacht wurde Charles mit einer Streife betraut, die versuchen sollte, in River City gegen die Panik und die Plünderer vorzugehen und auch sonst zuzupacken, wo es nötig war. „Nur passen Sie auf“, sagte der Oberst, der ihm den Befehl gab, mit vergrämen Gesicht, „daß Ihre Leute wenn irgend möglich nicht schießen. Gehen Sie nicht gegen größere Menschenansammlungen vor. Wir können den Wahnsinn nur sich austoben lassen — und Gott bewahre die, die dieser Meute in den Weg laufen.“

VIII

Auf welchen Schleich- und Umwegen, durch welche Gäßchen und Mauerspaltchen, über wieviel Trümmerhaufen und an welch entsetzlichen Szenen vorbei Nora zu ihr gedrungen war, wußte Alice nicht und wollte es auch nicht wissen.

„Ein kleines Mädchen ist draußen“, hatte eine der Schwestern Alice gemeldet, die gerade einen der blutbespritzten Operationssäle verlassen wollte, um im nächsten Hand anzulegen. „Sie möchte Sie sprechen.“

„Ach, mein Himmel, gerade jetzt.“

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine



Der beste Beweis

Mit seinem Hündchen stand ein zehnjähriges Mädchen in Los Angeles vor dem Richter. Der Hund sollte einen Handelsvertreter gebissen haben, was das Kind energisch bestritt. „Er beißt nie!“ erklärte es. Da trat ein Anwalt dem Tier versehentlich auf den Schwanz. Die Folge: Ein Quietschen, aber kein Biß. Der Hund wurde freigesprochen.



„Autohut“

Von der Föderation der Hut-Industrie westeuropäischer Länder ist ein „international gültiger Autohut“ entwickelt worden. Dieser Herrenhut in der „Amigo“-Form weist sowohl ein neues Grundmaterial als auch eine neue Formgebung auf. Das Material besteht aus einer neuartigen Mohair-Qualität, die Form ist sportlich flachköpfig. Zur Festigung des Kopfrandes ist der in Teleskopform gebildete Hutkopf mit einer dreifach untereinander gestellten Steppnaht gefertigt.

Straßen-Aschenbecher

Fünfzig Straßen-Aschenbecher hat man an Bushaltestellen, vor Theatereingängen und an anderen „strategischen Punkten“ von New York aufgestellt. Die auf etwa 75 cm hohen Pfosten befestigten Aluminiumbecken haben einen Durchmesser von 35 Zentimeter. Sie sollen der Reinhaltung der Straßen dienen.



Künstlerpech

Aus ihren Kleidern wächst die elfjährige Barbara Travis heraus, die als Kinderstar an einem Broadway-Theater auftritt. Die Direktion kaufte ihr nicht größere Kleider, sondern besorgte sich für die Rolle ein kleineres Kind.

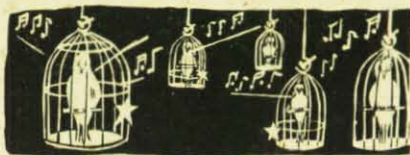


Zwangsverzögerung

Viel Tränen gab es im Standesamt von Colombo (Ceylon). Die zur Eheschließung anrückenden Bräute erfuhr, daß die Beamten wegen Lohnforderungen in den Streik getreten waren.

Souvenirs

Reißend weg gehen alte Ziegelsteine, die bei den kürzlich vorgenommenen Renovierungsarbeiten im Weißen Haus „abgefallen“ sind. Traditionsbewußte Amerikaner zahlen 25 Dollar für jeden Stein aus dem geschichtsbeladenen Gebäude.



Gesang hinter Gittern

Nachtigallen sollen künftig auf dem Moskauer Strastny-Boulevard die Passanten durch ihren Gesang erfreuen. Man will sie allerdings in Käfige sperren, damit sie nicht davonfliegen und ihr Gesangs-soll unkontrolliert erfüllen.

Einmal anders

Die „Woche der finanziellen Erholung“ haben Studenten der Staatsuniversität von Illinois ausgerufen. Während dieser Woche müssen beim Ausgehen die Mädchen alle Rechnungen bezahlen.

Atomzeitalter

Ein seltsames Steckenpferd hat der kalifornische Fischer Louis Zizzo. Seit zwanzig Jahren wirft er in regelmäßigen Abständen Flaschenposten ins Meer. Jetzt bekam er endlich zum ersten Male eine Antwort — von einem Atomwissenschaftler auf einem einsamen Atoll im Pazifik.

Bonner „Pilugpost“

Eine „Weltmeisterschaft im Pflügen“ soll vom 2. bis 4. Oktober in Stuttgart-Hohenheim ausgetragen werden. Zur Vorbereitung dieser Konkurrenz gibt ein Referent der Pressestelle des Bundeslandwirtschaftsministeriums ein Zirkular mit dem Titel „Pilugpost“ heraus. Die erste Nummer ist soeben erschienen. Bis zur Weltmeisterschaft im Oktober sollen allmonatlich zwei Folgen herauskommen.

Fünf Cent für ein großes Bier

Sehr wörtlich genommen hat ein New Yorker Gastwirt die Aufforderung des Präsidenten Eisenhower, mit Preissenkungen gegen die Wirtschaftsfalte vorzugehen. Er verkauft ein großes Bier für nur fünf Cent, das sind kaum mehr als zwanzig Pfennig. Normalerweise muß man für ein amerikanisches Bier 45 Cent ausgeben. Der Wirt mußte einige Kellner zusätzlich anstellen, um des Andrangs Herr zu werden. Ein Faß Bier kostet ihn 14 Dollar; er verdient an jedem Faß immer noch einen Dollar — trotz des niedrigen Preises, den es hier seit 1915 nicht mehr gegeben hat.

Selbstlos

„Tötet schmerzlos meine Katzen. Sie sollen im Himmel bei mir sein.“ Das war der letzte Wunsch der 81jährigen Rose Rynearson aus Billings im State Montana. Kurz darauf schloß sie für immer die Augen. Den Testamentsvollstrecker blieb nichts weiter übrig: Sie mußten die 60 Katzen der Verstorbene töten lassen.



Unirrom

Es geschah ausgerechnet, als der Film „Die Zehn Gebote“ auf dem Programm stand. Der Direktor eines Kinos in New Jersey verließ sein Büro, um die Zuschauerzahl abzuschätzen. Als er zurückkam, fehlten 2000 Dollar aus seinem Geldschrank.

Wie in alten Zeiten

Auf den „Kriegspfad“ zogen wieder einmal Indianer vom Stamme der Tuscarora. Geführt vom „Wilden Bär“ Anderson rückten sie in geschlossener Phalanx gegen einen Trupp von Technikern und Geologen vor, die auf dem Indianergebiet das Gelände inspizieren wollten — zwecks Anlage eines Wasserkraftwerkes, wofür die Verhältnisse dort in der Nähe der Niagarafälle besonders günstig sind.

Es kam gar nicht erst zur Schlacht, denn die Bleichgesichter suchten rechtzeitig das Weite. Sie kehrten jedoch mit grimmigen Polizisten zurück. Letzte Meldung vom Kriegsschauplatz: Ein Bleichgesicht und zwei Rothäute verhaftet.

Geschichtsunterricht

„Nun, Karl“, fragt der Lehrer, „wer hat die Teutonen besiegt?“

„Ich weiß nicht, Herr Lehrer“, sagt Karl treuherzig, „beim letzten Oberligaspiel war ich krank.“

Man sah der Chefin an, daß ihr das sehr ungeliegt kam.

„Sie sagt, Sie hätten ihr das Mittagessen bezahlt. Und sie bittet um Hilfe für Frau Sloan. Sie hat die Handtasche der alten Dame bei sich, es sind elfhundert Dollar drin.“

Alice blickte von der gebogenen Operationsnadel auf, die sie noch in der Hand hielt. Eine Sekunde lang lauschte sie dem Brausen des Flammensturmes, fühlte, wie der ganze Raum vibrierte, sah auf die tanzenden Reflexe des Feuers an den blanken Wänden und hörte auf das Stöhnen und Schreien, das von den heißen Straßen heraufklang. Sie mußte sich Gewalt antun, um an die beiden Städte zurückzudenken, die es nun nicht mehr gab, an die Straßen, die Wolkenkratzer, das Restaurant „Zum Weißen Elefanten“. „Ach so, ja“, sagte sie langsam. „Wo steckt sie denn?“

Jemand führte Nora herein. Ihr Haar hing ihr in angestengten Strähnen um das Gesichtchen, die Augenbrauen waren weg, und eine Wange war rot und zerschunden. Von ihren Fäustlingen sah man nur noch zwei große Löcher, durch die die Finger herauschauten, rot, zerkratzt und aufgerissen vom Klettern über rauhe Steinbrocken. Ihre Schuhe waren in Fetzen, und die Füße bluteten. Sie starrte vor Schmutz, und niemand würde sie auf den ersten Blick erkannt haben. Man mußte schon genau hinsehen, um zu erkennen, daß man ein menschliches Wesen, ein Kind, vor sich hatte. Aber ihre Stimme klang genau wie immer: „Hallo, Miß Groves. Ich mußte Frau Sloan oben an der Straße in einem großen Wagen lassen. Es ist nicht weit, aber ich habe ewig lange gebraucht, um bis hierher zu kommen.“

Alice Groves dachte an die Massen von Menschen, die wie eine Mauer den Weg zwischen diesem Wagen und dem Krankenhaus versperrten.

„Was fehlt ihr denn?“

„Ihre Beine sind zerquetscht, und sie ist ohnmächtig.“

„Hat sie auch am Körper Quetschungen?“

„O nein. Sonst ist sie ganz heil. Ihr Herz geht auch noch, das haben wir gehört.“

„Wir?“

„Jeff, das ist ihr Butler. Er ist uns zum Schluß ausgekniffen. Und Willis ist der Chauffeur, er hat einen Schlag bekommen oder so etwas Ähnliches.“

„Und da bist du hierher gekommen?“

„Ja, aber es ging furchtbar langsam. Ich mußte immer wieder zurück und Bogen und lauter Umwege machen, und dann bin ich in ein Fenster geklettert, das für die Männer zu klein war. Da wollten nämlich ein paar Männer einsteigen und konnten nicht.“ Sie fügte hinzu: „Farbige waren das. Sie haben mir hineingeholfen.“

„Ich weiß nur gar nicht, wen wir schicken könnten“, murmelte Alice. „Könntest du den Schwestern beschreiben, wo der Wagen steht und wie er aussieht?“

„O ja. Es ist eine grüne Limousine, sie steht von hier aus kurz vor der St.-Angelika-Straße, ein klein bißchen nach rechts hinüber.“

Eine der Schwestern sagte: „Lassen Sie doch die alte Hexe ruhig umkommen.“

Alice schüttelte den Kopf. „Sie — ihr Mann hat uns dies Haus gebaut. Und sie hat es uns erhalten. Und außerdem kam sie zu uns, um Hilfe zu finden —“

„Sie wußte nicht, daß sie kam“, sagte Nora wahrheitsliebend. „Wir haben sie nämlich gebracht.“

Alice mußte lächeln. „Miß Elman, sehen Sie mal, ob Dr. Symes ein Weichen abkömmling ist. Er soll seine Instrumententasche mitnehmen und versuchen, bis zu ihr durchzukommen. Er war ja mal Fußballer, wenn der's nicht schafft —“

Ein Arzt, auch ein Farbiger, stand im Türrahmen. Seine vorher leuchtend weiße Kleidung war über und über mit Blut bespritzt, ärger noch als eine Fleischschürze. „Miß Groves, möchten Sie nicht bitte eben kommen? Wir haben da eine ganz üble Kopfverletzung —“

Alice nickte ihm zu: „Sofort!“ Sie wandte sich wieder an die Schwester: „Haben wir noch ein Bett frei oder

sonst irgendwas, meinewegen eine Matratze?“

„Nur noch ihr eigenes Bett.“

Die Chefin wandte sich zum Gehen: „Nehmen Sie sie mit nach oben. Geben Sie ihr eine Spritze. Sie ist ja völlig fertig.“

Henry telefonierte mit dem presbyterianischen Geistlichen: „Also, wenn die Leute am nördlichen Ufer zu erfrieren anfangen, warum bringen Sie sie dann nicht auf die andere Seite, wo es wärmer ist?“ sagte er scharf.

„Wir haben jedes kleinste Plätzchen an beiden Ufern belegt, Henry.“

„Ja, mein Gott — entschuldigen Sie. Meinen Sie wirklich —“

„Jawohl, wir haben die Kirche voll und ebenso das Jenkins-Krankenhaus und jedes einzelne Haus, das von der Sicherheits-Inspektion freigegeben ist. Außerdem das ganze Ufer rings um den Krystall-See. Sie könnten keinen Schritt gehen, ohne auf eine Hand zu treten. Und die Temperatur unter Null. Und die Wolldecken sind auch alle.“

„Dann machen Sie doch Feuer, Lagerfeuer.“

„Wo denn? Womit denn?“

„Lieber Gott — Verzeihung — darum muß sich Jerome kümmern. Wo steckt er denn?“

„Unter einer eingestürzten Mauer, Henry. Tot.“

Henry saß einen Augenblick wortlos da. Seine Finger trommelten auf der Schreibtischplatte. „Nun hören Sie mal zu. Oberhalb vom See in der Windmere-Avenue müssen doch fünf — nein sechs Tankstellen sein. Machen Sie Ihre Feuer mit allem, was Sie kriegen können, Zäune, Veranden, meinewegen ganze Häuser, wenn's sein muß. Aber lassen Sie Ihr Pfarrhaus heil. Und gießen Sie tüchtig Benzin drauf. Lassen Sie es draufspritzen. Mit Gartenschläuchen —“

Die Stimme des Geistlichen klang zuversichtlich. „Wird gemacht, Henry.“

*

Kit blickte zurück. Man konnte den Feuerschein immer noch sehen. Er wußte nicht, wo er sich befand, nur daß er irgendwann nach Westen gelaufen war. Er wußte auch nicht, was für einen Wagen er fuhr, nur erinnerte er sich dunkel, daß er jemanden niedergeschlagen hatte, um ihn zu bekommen. Das war, nachdem er gesehen hatte, wie es in Gordon Field aussah. Als er die Hoffnung auf den Flug aufgeben mußte. Er fühlte, daß er jetzt völlig am Ende war. Weiter konnte er nicht.

Der Wagen hatte freie Fahrt, vor sich sah er kein anderes Fahrzeug, und auch der Rückspiegel zeigte keinen Scheinwerfer, der ihm folgte. Unweit vom Straßenrand bemerkte Kit ein großes weißes Bauernhaus. Er bog in die Auffahrt und machte die Wagenlichter aus. In den Ställen hörte er das Vieh, und in den Zweigen der Bäume hatten weiße Hühner sich zum Schlaf gesetzt. Aus den verhängten Vorderfenstern des Hauses stahl sich ein dünner Lichtstrahl; also war jemand daheim. Er klopfte.

Die Tür öffnete sich nur einen kleinen Spalt.

„Ich brauche Hilfe“, sagte Kit.

Eine barsche, jedoch nicht unfreundliche Stimme antwortete:

„Sind Sie allein?“

„Ja.“

„Aus der Stadt?“

„Ja.“

„Tut mir leid, Herr. Wir wagen es nicht, jemanden einzulassen. Im Radio sagen sie, wir sollen die Türen verschließen und kein Licht sehen lassen.“

„Ich habe aber Ihr Licht gesehen.“

„Aber nicht von der Straße aus. Ich habe mich selbst überzeugt.“

„Ich bin Kit Sloan. Vielleicht kennen Sie den Namen. Ich muß einen Augenblick ausruhen. Baden. Was essen, einen Schluck Wasser —“

„Sind Sie etwa der Sohn von der alten Dame, Frau Minerva Sloan?“

„Ja.“ Ein Fieberschauer schüttelte Kit.

Die Kette rasselte. Die Tür ging auf.

Kits gerötete Augen sahen als erstes einen großen, sonnenverbrannten Farmer mit einer Flinte im Arm. Im

Wohnraum hinter ihm vier hübsche Mädchen und eine rundliche Frau mittleren Alters, unverkennbar die Mutter. Nur eine Lampe brannte, und aus dem Radio prasselte ein Wortschwall, aber ganz gedämpft. Die Mädchen waren jung, zwischen zwölf und siebzehn, achtzehn vielleicht.

„Danke, Sir“, sagte Kit zu dem Farmer.

„Schon gut“, antwortete der Mann. „Sie sind ja nicht bewaffnet. Ein paar Kerle kamen gerade vorbei. Die hatten Waffen. Es war recht ungemütlich. Aber sie kriegten die Tür nicht auf und verschwanden. Die Bank Ihrer Mutter hat eine Hypothek auf unser Haus, Herr Sloan.“

Das verängstigte Lächeln der Mädchen, der ruhige Blick der Mutter und der feste Ton, in dem ihr baumlanger Vater sprach, brachten Kit ein wenig zur Besinnung.

Sie schauten ihn alle an.

„Marylou“, sagte der bärtige Mann, „geh und hole etwas vom Anziehen aus Chets Schrank. Mr. Sloan ist ein bißchen schmutzig geworden.“ Er stellte die Flinte in die Ecke und wandte sich seinem ungebetenen Gast zu. „Ich heiße Albert Simpson.“ Dann wies er mit dem Kopf auf die Frauen: „Die Frau, die Töchter. Das ist Herr Sloan von der Bank.“

Kit sagte: „Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen.“

„Ich bringe Ihnen was.“ Frau Simpson stellte ihren Nähkorb beiseite. „Wir haben frische Milch —“

„Wenn Sie vielleicht etwas Stärkeres haben —“ sagte er zögernd.

„Im Medizinschrank ist Kognak“, sagte der Farmer. „Sarah, geh und hol ihn.“

Sie sahen alle wie gebannt zu, wie er ihren ganzen Vorrat an Kognak in einen Becher goß, der nur zur Hälfte davon voll wurde und ihn wie Wasser hinunterkippte.

„Wir sind nämlich Antialkoholiker“, sagte Simpson und lächelte. „Jedenfalls mehr oder weniger. Sie werden wohl nicht gern erzählen wollen, wie es war — da, wo Sie herkommen?“ Er bemerkte, wie Kit schauderte. „Na, ich kann's mir denken. — Was ist denn das nun wieder?“

Er sprang auf, ergriff die Flinte und lief zur Tür. Das Knirschen der Räder eines großen Lastwagens auf dem Kies wurde lauter und lauter. Dann quietschten Bremsen, und Männerstimmen hallten durch die Nacht.

Es klopfte.

Der Farmer öffnete die Tür, ließ aber die Kette davor. „Wer ist da?“

Sie schossen durch den Türspalt, die Kugel ging ihm mitten durch die Stirn.

Die Scheiben der Vorderfenster stürzten klirrend zu Boden. Vor Entsetzen starr sah Kit die Männer einsteigen. Sie fixten. Sie waren betrunken. Es war die Sorte von Männern, die man in düsteren Gäßchen herumlungern sieht, die Mütze schief im Gesicht. Sie stierten mit trunkenem Grinsen auf die Mädchen.

Auf der Treppe stand Marylou wie angewurzelt, ein reines Hemd und frisch gewaschene Arbeitshosen über dem Arm. Sie wich zurück, zwei, drei Schritte nach oben. Mutter und Schwester sagten kein einziges Wort.

„Komm runter, Puppe“, schrie einer der Männer mit hämischem Grinsen.

Marylou wich noch eine Stufe zurück. Der Mann legte die Pistole an und drückte ab. Das Treppengeländer zersplitterte. Nun kam Marylou herunter. Sie hatte noch immer die Kleidungsstücke ihres Bruders Chet auf dem Arm.

Die Frauen blickten hoffnungsvoll auf Kit. Er sagte mit piepsender, überschneppender Stimme: „Macht, daß ihr weiterkommt!“

„So — meinst du?“

„Das hier ist ein Privathaus. Und ihr habt soeben einen Mord begangen —“

Im gleichen Moment warf Kit sich zu Boden. Er wollte hinaus, um jeden Preis hinaus. Mit einem mächtigen Schwung rutschte er in den dunklen Vorflur hinaus. Er nahm sich nicht einmal Zeit, die Flinte aufzuheben. Er

hörte ihre Schüsse und spürte am Zittern des Fußbodens den Einschlag. Schon war er an der Tür, richtete sich halb auf, riß die Kette herunter und raste hinaus.

Jemand schrie durch die zerschlagenen Fenster: „Rotkopf, mach' den Kerl kalt!“

Kit sah die Bäume gegen den schimmernden Himmel, die eckigen Umrisse des Lastwagens und das fahleuchtende Geländer der Veranda. Eine Flamme schlug aus dem Lastwagen brennend durch seinen Körper.

Auf dem Rücken liegend sah er über sich die Sterne tanzen und verschwimmen. Ein paar von den Kerlen hätte ich mitnehmen sollen — dachte er noch. Und dann nichts mehr.

Im Wohnraum wandten sich die Männer zu den völlig erstarrten Mädchen. „Das wird ja direkt ein Fest“, sagte einer und leckte sich die Lippen. „Jetzt sind wir hübsch unter uns.“

Die anderen lachten. Einer brüllte: „He, Rotkopf, komm rein. Wir haben fünf Stück!“

Sie gingen auf die vier Mädchen und auf ihre Mutter zu.

Die sagte still: „Betet, Kinder.“

Aber in dieser Nacht wurden keine Gebete erhört.

XI

Gegen Morgen, um die Stunde, da die Nacht sonst am dunkelsten ist, überließ Henry seinen Platz am Schreibtisch seinem Stellvertreter und stieg in Kommissar Lacey's Wagen.

Sie fuhren an Straßen und breiten Boulevards vorbei, die zwischen dunkeln Gebäudekomplexen rotglühenden Tunneln gleich schnurgerade ins Feuer führten und an anderen, die vom zukünftigen Abglanz grellen Feuerscheins nur schwach erhellt waren.

Bisweilen war ein ganzer Häuserblock erleuchtet von einer Riesenfackel, einem Hochhaus in Flammen, einem brennenden Wohnhaus; für gewöhnlich sah man hier überall schon die Freiwilligen beim Löschen.

Sie fuhren weiter nach Süden. Am Krystall-See bat Henry den Kommissar das erstmal zu halten; er wollte die Verletzten sehen.

Fackeln und Lagerfeuer erhellten die diesseitige Uferböschung; über das Eis schimmerte es hell auch vom anderen Ufer herüber. Auf der metallblanken Eisfläche selbst eilten Männer hinüber und herüber, einige zogen Schlitzen, beladen mit Brettern, mit kleingehackten Treppenstufen, mit Geländern, mit zerbrochenen Leitern, mit Ästen, mit allem, was brennbar war. Am Ufer selbst war jeder Handbreit Boden mit menschlichen Gestalten bedeckt — da lagen Männer, Frauen und Kinder, in Wolldecken, in Steppdecken gewickelt, verummumt wie Gespenster, und in Abständen brannten zwischen ihnen wärmende Feuer. Der Schnee war zu Matsch geworden. Das Brausen des Feuersturmes drang nur wie dumpfes Murmeln bis hierher.

Als Lacey dieses Schreien vernahm — er hörte es erst, als der Wagen hielt und die Sirenen ausgeschaltet waren — bekreuzigte er sich.

Henry trat näher. Ihn schauderte, die Füße waren ihm schwer wie Blei, Übelkeit stieg in ihm hoch. Doch von den Feuern her trug der Wind jetzt den Duft von brennendem Holz über das Meer von Blut. Henry sah einen Arzt, an den er sich von den Versammlungen her erinnerte. „Wie geht's?“ rief er.

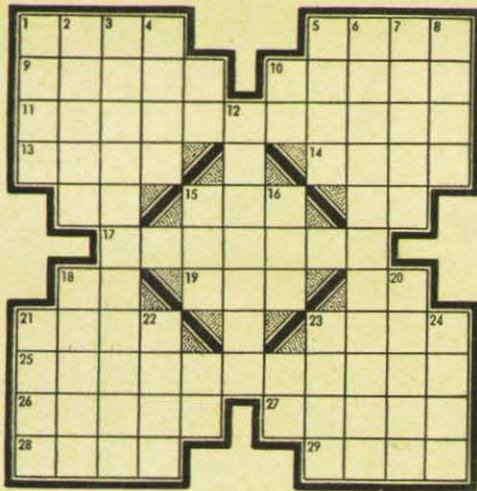
„Fragen Sie nicht so dumm, Menschenskind! Ach so, Sie sind's, Henry?“ Der Arzt richtete sich auf. Eine Spritze funkelte in seiner Hand. „Was will man schon erwarten?“ schrie er zurück. „Sie sterben wie die Fliegen. Blut ist alle. Plasma hatten wir auch nicht mehr, aber's Militär hat ausgeholfen. Zu kalt. Eine Menge werden uns erfrieren.“

„Kann leider im Moment keine Leute entbehren.“

„Leute haben wir genug“, rief der Doktor und fischte, schon wieder gebeugt, in einer Tasche, die er am Riemen über der Schulter hängen hatte, nach einer Ampulle. „Wenn Sie kein ärztliches Personal haben —“

(Fortsetzung folgt)

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Küstenfluß in Hinterpommern, 5. altgermanische Wahrsagerin, 9. rauchende Schwefelsäure, 10. englischer Schriftsteller (Robinson Crusoe), 11. Geschütz, 13. Jägerucksack, 14. Strom in Sibirien, 15. biblischer Stammvater, 17. Straßenbelag, 19. orientalischer Männername, 21. Stimmlage, 23. Teil des Weinstocks, 25. in Haft nehmen, 26. Nebenfluß der Elbe, 27. Vermittler, Werber, 28. Mittelmeerinsel, 29. Schluß.

Senkrecht: 1. europäische Hauptstadt in der Landessprache, 2. biblischer Prophet, 3. Militärbehörde, 4. Erfinder des Glasglühlichtes, 5. Stadt in Westfalen, 6. erkünsteln, 7. deutscher Jäger und Dichter (1866 bis 1914), 8. Zeitalter, Epoche, 12. aussuchen, 15. Badeort in Belgien, 16. Monat, 18. Rauch-, Feuerzeichen, 20. Zeitabschnitt, 21. Nordostwind, 22. Musikzeichen in Psalmen, 23. arbeitsam, fleißig, 24. Schwimmvogel.

Silbenrätsel

an — äs — ben — cron — der — der — di — dig — dres — e — e — eis — en — enz — er — fe — ge — gi — go — gol — je — la — le — le — li — li — li — mie — mus — na — ne — ne — ni — o — ras — se — son — sur — the — tik — ton — ve — wicht.

Aus diesen Silben sind 15 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste Buchstaben nach abwärts und deren dritte Buchstaben nach aufwärts gelesen ein italienisches Sprichwort ergeben.

- | | |
|-----------------------------|---|
| 1. Spielmarke | 9. amerikan. Erfinder (1847—1931) |
| 2. Geburtsort Luthers | 10. Stadt in Österreich |
| 3. Abrichtung | 11. Frauennamen |
| 4. Oper von Verdi | 12. holländischer Humanist (um 1466—1536) |
| 5. Gesichtszug | 13. Gewichtsklasse der Schwerathletik |
| 6. Stadt in Italien | 14. Lehre von der sinnlichen Wahrnehmung |
| 7. Zierpflanze | 15. deutscher Dichter (1844—1909) |

Flüsse werden Meer ...

... nicht nur in der Geographie, sondern auch in unserem Rätsel: In jedem der folgenden Wörter ist ein Flußname enthalten, die Anfangsbuchstaben der Flußnamen ergeben den Namen eines europäischen Meeres.

FALLERSLEBEN — MAZEDONIEN — REGENTSCHAFT — WEGWEISER — KAMMER-SÄNGER.

ZB-Inkasso

Bei unseren Dauer-Abonnenten, die bisher beim Postboten die Bezugsgebühren vierteljährlich bezahlt haben, wird ab 1. Juli 1958 monatlich kassiert werden. Der Bezugspreis beträgt ab 1. 7. 1958 DM 1,08 plus 6 Pf Zustellgebühr.

ZB-ILLUSTRIERTE
Ausgabe A
Vertrieb

Rätsellösungen aus Nr. 11

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Sommer, 5. Winter, 9. Komet, 10. Eta, 12. Moder, 14. Udet, 15. First, 17. Rega, 18. Ren, 19. Vogesen, 20. Reh, 22. Gebet, 24. Pot, 26. Ner, 27. Ara, 29. Leiche, 32. Aladin, 34. Lahore, 35. Pallas, 36. Panama, 38. Leinen, 40. Oda, 41. rot, 43. Ena, 45. Gelee, 48. Rom 50. Kaserne, 51. Eck, 52. Utah, 54. Sedez, 55. Inka, 56. Sedan, 57. Don, 58. Otter, 59. Leitha, 60. Zither. — **Senkrecht:** 1. Soden, 2. Omen, 3. Met, 4. Reigen, 5. Wasser, 6. Tor, 7. Eder, 8. Regen, 9. Kurbel, 11. Trebel, 13. Rahmen, 15. Fog, 16. Tet, 21. Rochade, 23. Praline, 24. Piano, 25. Thoma, 27. Allee, 28. Adana, 30. Ela, 31. Era, 32. Aal, 33. Ise, 36. Petrus, 37. Toledo, 39. Neckar, 41. Reseda, 42. Terenz, 44. Hotel, 45. Gas, 46. Enz, 47. Acker, 49. Made, 51. Ente, 53. Hai, 55. Ith.

Silbenrätsel: 1. Zobeltitz, 2. Irawadi, 3. Verzeichnis, 4. Invokavit, 5. Landeskronen, 6. Elevator, 7. Reinickendorf, 8. Leoncavallo, 9. Unteroffizier, 10. Feierabend, 11. Trigonometrie, 12. Supernumerar, 13. Choral, 14. Ukelei, 15. Theoderich. — Ziviler Luftschutz ist erforderlich.

Das gleiche Maß: Elle.

Forschungsstätte der US-Armee — Erster Großversuch der Sowjets

Fortsetzung von Seite 4

mich bei dem Gedanken, daß die Russen die ersten sein könnten, die dem Wetter ihren Willen aufzwingen."

Den Russen ist der erste Großversuch gelungen, durch Veränderung der Meeresströmung Einfluß auf das Wetter zu gewinnen. Mit dem Sperrdamm, den sie vom Festland zur Insel Sachalin errichteten, halten sie den wichtigen Hafen Wladiwostok eisfrei. Der Damm war als Bahn- und Straßenverbindung 1952 vollendet worden. Bald stellte sich jedoch heraus, daß durch ihn der kalte Ochoten-Strom aus dem Ochotskischen Meer am Vordringen nach Süden in die Japansee abgehalten wird. Das hat zu einer fühlbaren Erwärmung des Klimas an der Japansee geführt. In Japan werden seither geringere Niederschläge auf den Damm zurückgeführt. Dieser hat nun andererseits auch zur Folge, daß der kalte Ochoten-Strom um Sachalin herum nach Südosten abgelenkt wird und den nordöstlichen japanischen Inseln Kalt- und Schlechtwetter bringt.

Eines ist mit erschreckender Deutlichkeit klageworden: Wenn ein Land einen großen kalten Meeresstrom ablenken könnte, um das eigene Klima zu verbessern, dann ist der kalte Meeresstrom nicht aus der Welt geschaffen. Er kann sich einem anderen Land zuwenden, und dessen Klima so verschlechtern, daß es zum wirtschaftlichen Ruin kommt.

Im Zusammenhang mit dem Plan, das

nördliche Eismeer aufzutauen, schwebt den Russen ein neues Meeresstrom-Projekt vor: Der Bering-Damm. (Siehe die Karte auf Seite 6 der ZB Nr. 11.) Er soll Sibirien und Alaska miteinander verbinden. Durch den Damm würde Einfluß auf den Gezeitenstrom der Bering-Straße ausgeübt werden können. Aus dem Pazifik fließt durch die enge Straße Wasser nach Norden, um Stunden später eisgekühlt wieder zurückzukehren. Im Winter dringt Treibeis nach Süden vor. Der kalte Bering-Strom drängt den warmen Kuroshiro-Strom, der Alaska und Kanada erwärmen könnte, weit nach Süden ab. Einmal wäre es nun denkbar, daß die Russen mit Hilfe des Bering-Damms versuchen würden, mehr kaltes Wasser nach Süden abfließen zu lassen und mehr warmes Wasser in das Eismeer zu lenken, das heißt, den Austausch kalter und warmer Strömungen stark zu beschleunigen. Zum anderen wäre es auch denkbar, aber gewiß schwieriger, durch die Bering-Straße nur kaltes Wasser nach Süden abzulenken und dadurch eine Strömung zu erzeugen, die den Golfstrom in das Eismeer hineinsaugt. Der Bering-Damm müßte riesige Schleusenanlagen und Pumpstationen erhalten und im Eismeer müßten Atomaufstautationen dem Golfstrom Breschen schlagen. Solche Projekte gehören ins Reich der Phantasie. Heute noch — aber auch noch in 200 Jahren? Das Wort unmöglich hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr an Überzeugungskraft einbüßen müssen.

Kampf dem Atomtod - aber wie?

Fortsetzung von Seite 5

geführt wurde, überlebten im Schwerpunktbereich der unablässigen Luftangriffswirkungen, also im Bereich Nordrhein-Westfalen, immerhin noch 98% der Zivilbevölkerung. Und zwar trotz der umfangreichen Zerstörungen am Wohnraum eben dank der Schutzvorkehrungen, die für die Wohnbevölkerung, in den Arbeitsstätten sowie an den Brennpunkten des Verkehrs durch Schutzbauten aller Art getroffen worden waren. Schutzvorkehrungen werden, rechtzeitig getroffen, auch ein Überleben großer Bevölkerungsteile bei möglicher atomarer Waffenwirkung gewährleisten. Keiner weiß, ob es sich dabei um 80, 50 oder auch nur 20% Überlebende im Katastrophbereich handeln kann!

Wären 20% Überlebende es vielleicht nicht wert, daß um ihretwillen Schutzvorkehrungen getroffen worden

sind? Oder gar 50% Überlebende? In welchen Größenordnungen auch immer sich die Chancen des Schutzes darbieten, sie müssen genutzt werden, wenn sich die Menschheit nicht selbst aufgeben will.

Die Chancen von Schutz und Hilfe kennen, um sie wissen, sie nutzen durch echte Vorsorge, durch das Schaffen von Schutzanlagen: das heißt Handeln im technischen Raum! Und dieses Handeln im technischen Raum darf nicht veräußert werden, auch dann nicht, wenn im politischen Raum das Handeln erfolgreich sein sollte. Handeln im politischen Raum! Gleichzeitig aber auch Handeln im technischen Raum! Mit verpaßten Schutzchancen würde die Bevölkerung dem sicheren Atomtod ausgeliefert sein. Die Devise unserer Tage kann, darf und muß deshalb lauten:

Kampf dem Atomtod! Aber auch Schutz dem Leben!

In Nr. 13 lesen Sie u. a.:

Ferngelenkte Hunde

Eine aktuelle Reportage

Am Kreuzweg der Vernunft

5. Fortsetzung der großen ZB-Serie

ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehäus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreislste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehäus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis ffrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Für Frau

und Familie



Lagebesprechung der jugendlichen Helfer. Regelmäßig treffen sich die „Micky-Mäuse“, um die Arbeit und die verschiedenartigsten Aufgaben untereinander gerecht zu verteilen. Viele Briefe werden schon von Bedürftigen in den besonderen Briefkasten geworfen. Aber es sind nicht immer nur Bittbriefe. Auch Dankesbriefe für erhaltene Hilfe treffen ein. Sie erfüllen dann die Jungen und Mädchen ganz mit besonderer Freude.



Das ist der Briefkasten der „Micky-Mäuse“. Täglich wird er von Kuriern auf Fahrrädern geleert. Es begann eigentlich damit, daß ein Münchner Junge einem alten Mütterchen über die Straße half. Es war so gebrechlich, daß der Junge beschloß, ihr täglich zu helfen. Mit Freunden gründete er dann den „Micky-Maus-Klub“ und befestigte den oben gezeigten Briefkasten mit der Aufschrift an seiner Haustüre. Die Sache sprach sich schnell herum.



Viel zu anstrengend ist für eine fünfundsiebzigjährige Witwe in München-Schwabing das Teppichklopfen. Eva und Christel nehmen ihr die Arbeit freudig ab. Gerührt schaut die alte Frau dabei zu.

Die Münchner „Micky-Mäuse“ packen zu

Helfen ist ihr Hobby

Nicht nur in München gibt es Jungen und Mädchen, die ihre Freizeit opfern, um alten und armen Leuten tatkräftig zu helfen. In vielen Städten haben sich solche hilfsbereiten Jugendlichen zusammengefunden. Aber die Öffentlichkeit spricht wenig von ihnen, weil sie in der Stille wirken, weil sie von ihren guten Taten kein Aufhebens machen. Man spricht so viel von der Schlechtigkeit der heutigen Jugend. Das Wort „Halbstarker“ ist in aller Munde. Das Wort „Helfer“ ist fast ausgestorben, obschon dieser Typ gerade unter der jungen Generation häufig vertreten ist.

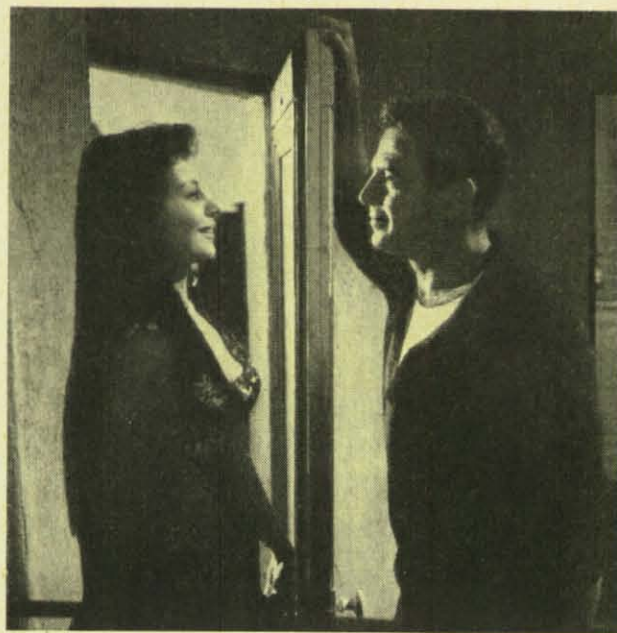


In einer armseligen Bretterbude haust mutterseelenallein ein Mann, der durch einen Verkehrsunfall schwer verletzt und arbeitsunfähig wurde. Mindestens einmal in der Woche besucht Erika ihren Schützling und sieht bei ihm nach dem Rechten. Dazu gehört neben Waschen und Spülen auch das Strümpfestopfen.



Besondere Schützlinge, um die er sich immer wieder kümmert, hat jeder der „Micky-Mäuse“. Diese drei Jungen tragen Holz, Kohlen und Kartoffeln in die vierte Etage eines Miethauses, wo eine gelähmte Frau wohnt, die sich eine Hausgehilfin oder eine Pflegerin nicht leisten kann. Ohne ihre jungen Helfer wäre sie ganz hilflos.

Heißes Blut unter heißer Sonne



Eine große Liebe führt diese beiden Menschen, die Französin Cora (Magali Noel) und den Italiener Gino (Raf Valone), zusammen. Aber zwischen ihnen steht Ginos Vergangenheit. Er ist ein heißblütiger Bursche, der leicht aus der Ruhe zu bringen ist. Bei einer Rauferei hat er, ohne es zu wollen, einen Kameraden erschlagen. Wie ein gehetztes Wild floh er in einer dunklen, regnerischen Nacht über die französische Grenze. In einer Ölraffinerie, unweit von Bordeaux, findet er Arbeit und Unterschlupf. Das Netz der Interpol ist noch nicht bis hierher gesponnen. Aber Monsieur Caillé hat von Ginos Flucht erfahren und spioniert hinter ihm her, um ihn schließlich zu verderben. (Szenenfotos aus dem neuen, spannenden Europa-Film: „Die Falle.“)

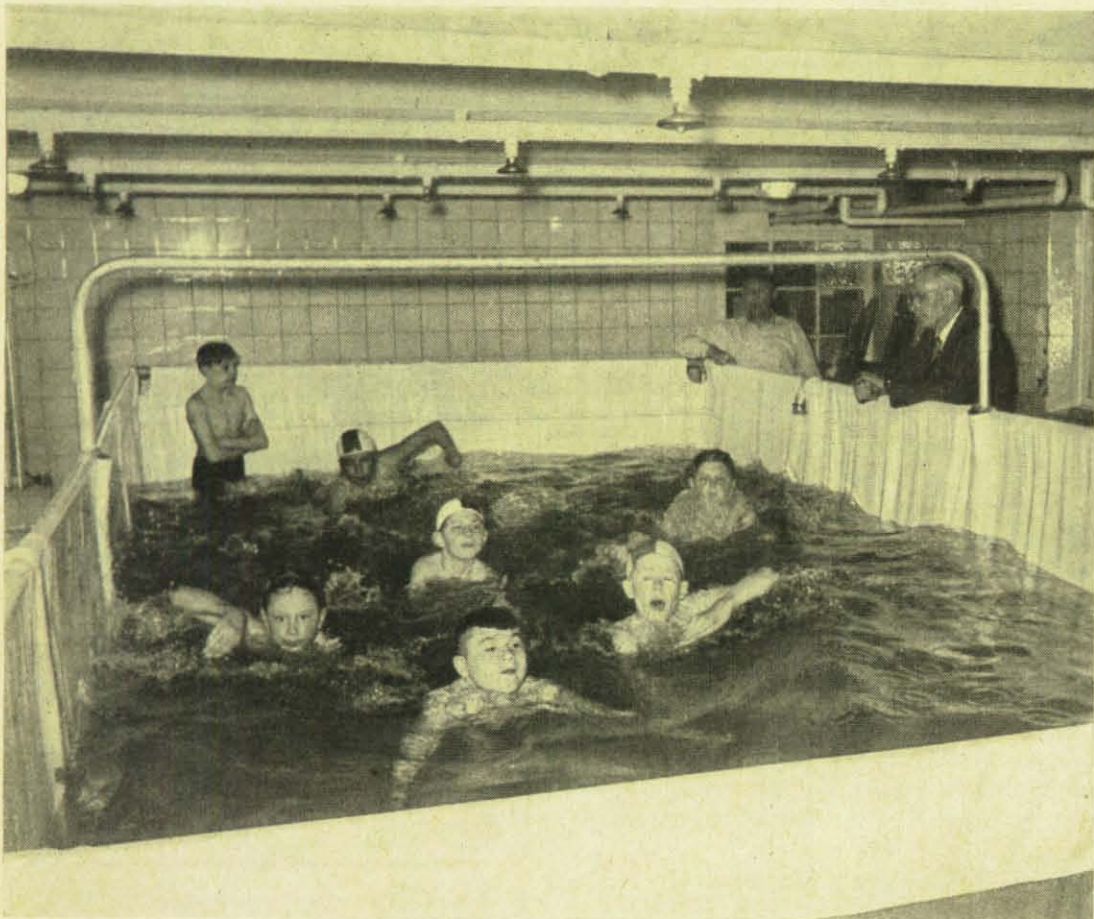


Für Frau

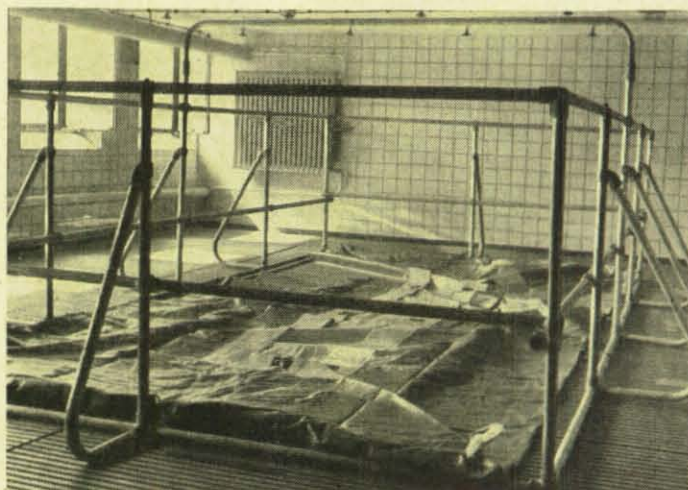
und Familie

Lockspitzel der Polizei gegen den geliebten Mann muß Cora spielen. Sie hat in Notwehr ihren Schwiegervater erdrosselt. Aber der Verdacht richtet sich gegen Gino, so sehr Cora auch ihre Schuld beteuert. So muß Gino für diese Tat büßen und damit seine Schuld sühnen.

Bösartig und verschlagen ist der alte Caillé (Charles Vanel). Cora ist die Frau seines verstorbenen Sohnes, die er gerne zu seiner Frau machen würde. Aber da ist ihm Gino im Wege, von dem er allerhand weiß. Mit diesem gefährlichen Wissen peinigt und erpreßt er die Liebenden.



Das ideale Schwimm- bassin für jede Schule



Aus Norwegen stammt dieses zusammenklappbare Schwimm-bassin, in dem bequem 8—12 Schüler gleichzeitig Platz haben. Zwei Erwachsene können das Bassin in einer Stunde aufbauen. Das zusammengelegte Material nimmt nur wenig Platz ein und hat ein Gewicht von 350 kg. Der Preis dieses Bassins beträgt 2200 DM. Die starke Rohrkonstruktion besteht aus Stahlröhren. Der Schwimmbeutel wird im oberen Rahmen eingehängt. Die Bierpohlschule in Minden hat als erste Lehranstalt der Bundesrepublik eine solche Anlage gekauft.

ZB

VIEL ZU TEUER und deshalb für Renate leider unerschwinglich sind die modernen Sommerkleider in diesem eleganten Schaufenster. Trotzdem kann sie ihre Blicke nicht losreißen. Anschauen und träumen kostet ja zum Glück noch nichts.



Einmal eine große Dame sein!

Die sechzehnjährige Renate, die unser Fotograf auf einem Bummel durch die Stadt begleitet hat, ist Angestellte beim Postscheckamt. Ihr ganzes Gehalt, das nicht sehr hoch ist, gibt sie für Ballettunterricht aus, denn Renate hat nur einen großen Wunsch: Einmal eine berühmte Tänzerin zu werden. Aber sie weiß auch, daß man dieses Ziel nur durch unermüdliches Training und größte Selbstbeherrschung erreicht. Später, wenn sie es einmal geschafft hat, dann will sie sich viele Kleider und all die schönen Dinge kaufen, die heute für sie noch unerreichbar hinter dicken Schaufensterscheiben liegen.



„WENN ICH SPARE“, denkt die junge Ballettschülerin, „werde ich mir im nächsten Monat vielleicht hier einen Mantel kaufen können. Egon wird dann sehen, wie elegant ich bin, denn er bemerkt immer sogleich, wenn ich etwas Neues trage.“